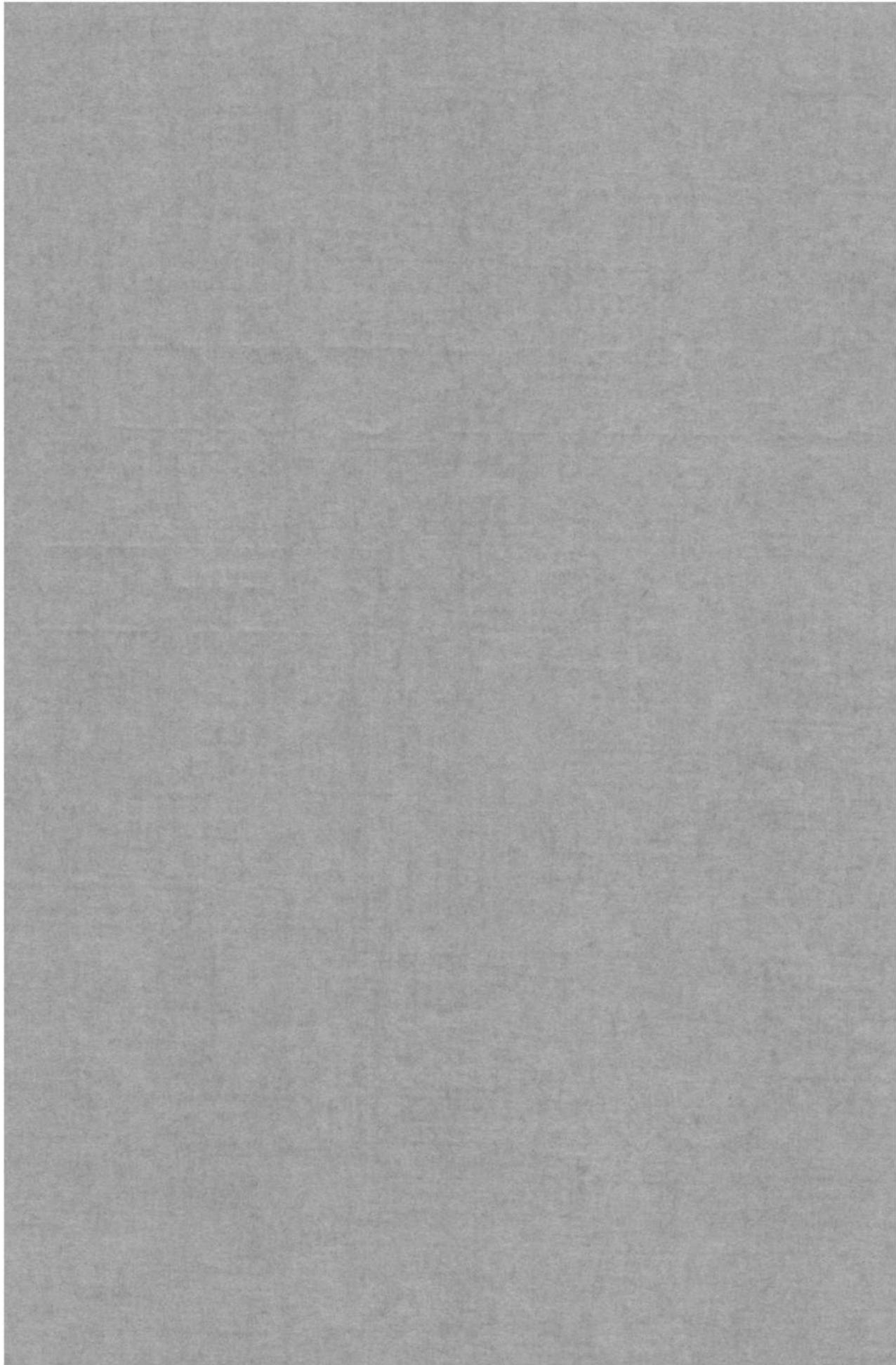


SAARBRÜCKER

HEFTE

HEFT **23** SAARBRUCKEN 1966



SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 23 1966



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

Die „Saarbrücker Hefte“ erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spichererbergstraße 73 / Stellvertreter: Friedrich Margardt, Saarbrücken / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes: 3,- DM / Abonnementspreis: 2,50 DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 66 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 2 82 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 66 Saarbrücken 3, Großherzog-Friedrich-Straße 6, Tel. 20 14 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken.

INHALTSVERZEICHNIS

- | | |
|----|--|
| 7 | MARCEL LUTZ
Das obere Saartal zur Römerzeit |
| 17 | RICHARD LAUFNER
Philipp Georg von Piesport, 1584–1660, Oberamtmann der
Grafschaft Nassau-Saarbrücken |
| 31 | RUDOLF SAAM
Die Schinkelkirche zu Bischmisheim |
| 51 | CARL BÜCH
Die Stangenmühle und die Gründung der Klarenthaler
Dampfziegelei |

DAS OBERE SAARTAL ZUR RÖMERZEIT

Das Thema unseres Aufsatzes betrifft nur das obere Saartal vom Zusammenfluß der weißen und der roten Saar ab (südlich Hermelange) bis zur Gegend wo der Fluß, im Norden von Finstingen, das Elsaß erreicht. Es handelt sich also im wesentlichen um den Kreis Saarburg, und um dieses Thema nicht allzubreit zu gestalten, werden wir die gebirgige Gegend der weißen und der roten Saar, woselbst wir wohl ebenfalls einer gallo-römischen Kultur begegnen, wo aber die keltischen Einflüsse bedeutend merkbarer als in der Ebene sind, beiseite lassen, da wir der Ansicht sind, daß diese außerordentlich bedeutende und interessante Frage, obwohl noch ungenügend bekannt, separat zu bearbeiten ist. Verschiedenen Verfassern folgend, haben wir vor kurzem die Frage, im Lichte neuer Entdeckungen in der Gegend von St. Quirin und Hültenhausen, erneut aufgegriffen ¹⁾).

Unsere Studie wird sich also auf das Saartal von Lörchingen bis Finstingen und die angrenzende Ebene beschränken, woselbst man bereits zu vor und frühgeschichtlichen Zeiten, vor allem zur Hallstattzeit, eine bedeutende Ansiedlung feststellt ²⁾).

Es ist klar, daß die Saarburger Gegend bereits am Anfang der römischen Landnahme besetzt wurde, wenn auch die ältesten Spuren dieser Besetzung erst auf die Zeit des Tiberius zurückgehen, von welcher ab sie sich dann aber bis zum Sturz des Römerreiches anhäufen. Sie bilden das Hauptthema unseres Aufsatzes mit Hinsicht auf Ansiedlung, Verkehr und Wirtschaftswesen.

1. Die Ansiedlungsfrage

- Saarburg — Pons-Saravi, urbs;
- die Villen und die kleineren Gutshöfe;
- der große Fundus von St. Ulrich.

1. PONS-SARAVI

Schon zur Frühzeit der Landnahme erscheint Saarburg als das Zentrum dieser oberen Saargegend; dieser Vorteil beruhte auf der geographischen Lage in einer, am Ausgange des Gebirges, von allen Seiten her entweder durch das Vogesenvorgebirge oder durch große Wälder oder durch eine sumpfige Gegend, die heutigen Lothringer Weiher, abgeschlossenen Ebene. Diese gesonderte Lage besteht noch heute.

Am Anfang war Saarburg wohl nur eine kleine keltische Ansiedlung, ein „borgos“, die an einer Saarfurt entstanden war. Diese wegbare Furt wurde von den frisch angekommenen Römern durch eine Holzbrücke gedoppelt ³⁾, welche dem an beiden Ufern des Flusses entstehenden Städtchen ihren Namen, Pons Saravi, gab. Von nun an verbreitet sich die Stadt auf dem rechten Ufer des Flusses, der ziemlich früh als eingedammt erscheint, da wir ja häufig Bauten, deren Grundlagen auf dem Flußkieß liegen, in der durch Überschwemmung gefährdeten Zone auffinden. Diese Bauten, unter welchen ein solches sehr großen Ausmaßes, welches man als Basilika ansehen kann, wurden am jetzigen Marktplatz, damals wahrscheinlich das

Forum, entdeckt. Stadtzentrum war wohl stets die Stelle, wo heute noch die Franziskanerkirche steht ⁴⁾. An derselben und im näheren Umkreise entdeckte man nämlich nicht weniger als 19 Kulturschichten, die uns bis zur tiberischen Zeit zurückführen; neun dieser Kulturschichten, die viele Zeugnisse einer intensiven Besetzung enthalten, sind zweifellos römischer Herkunft: Mauerwerk, oft noch mit ihrem Wandverputz sowie kleinere Gegenstände, die durch eine vielartige Keramik genau datiert werden können. Mehrmals wurden da die Spuren einer mindestens 1,60 m breiten Mauer entdeckt. Man wäre geneigt, daselbst das Kastellum zu lokalisieren ⁵⁾. An dieser Stelle der älteren römischen Stadt kreuzen sich die Hauptstraßen: der „cardo“ (die heutigen rue Napoleon und rue de la Marne) und die „decumana“ (Marktplatz und Langestraße).

Abb. 1

Bereits im 1. Jahrhundert dehnt sich dann die Stadt ständig in Richtung der Saarhügel (Marxberg und Rebberg) aus. Diese Ausdehnung erfährt eine Beschleunigung gegen Ende des 2. Jahrhunderts, wahrscheinlich als Folge der Unruhen von 175, welche in der ganzen Gegend große Schäden und Zerstörungen mit sich brachten. Diese Unruhen hatten ihre Wurzeln in der unzufriedenen Bauernschaft und wir können mühlos die Verwüstungen in sämtlichen Villen der Gegend verfolgen. Fast zur selben Zeit entstanden die Tempel und Heiligtümer des Rebberges: Mithraeum sowie Altäre des Sucellus und der Nantosvelta. Die Stadt erreicht jetzt den Fuß des Hügels und dehnt sich nun auf den Marxberg aus. Da bereits im III. Jahrhundert die Unsicherheit ständig auf dem offenen Lande wächst, sehen sich die Menschen stets dringender gezwungen, in der Stadt selbst Schutz zu finden.

Abb. 3

Im 4. Jahrhundert ist in dieser Hinsicht der Gipfel erreicht, was durch Keramik und Schatzfunde bestätigt wird ⁶⁾. Es scheint ebenfalls klar, daß die allamannischen Einfälle um 260 Spuren großer Verwüstung hinter sich gelassen haben ⁷⁾. Die Umwallung der Stadt entstand wohl zur selben Zeit ⁸⁾.

2. Villen und kleinere Gutshöfe

1912 veröffentlichte A. Reusch eine Zusammenfassung seiner Tätigkeit im Saarbürger Land, woselbst er 99 römische Villen entdeckt hatte ⁹⁾. In der Folge und hauptsächlich in den Jahren nach 1945, stieg diese Zahl bis auf 165 ¹⁰⁾. Dieses enge Netz, welches wohl das interessanteste ganz Ost-Galliens darstellt, zeigt, daß es sich in der Gegend um kleinere Gutshöfe handelt, deren Seitenlänge ca. 710 m beträgt. Dieses Maß entspricht demjenigen der römischen Centuria und wie einer unser Mitarbeiter feststellte, aber leider nicht veröffentlichte ^{10 a)}, fällt man noch heute im Gelände sehr oft auf das gleiche Maß, einfach oder mehrfach genommen, wenn man die Entfernungen zwischen Wegekreuzungen, Kirchtürmen, Wegekreuzen, sogar Mardellen, in Betracht zieht ^{10 b)}.

An der Spitze eines jeden dieser kleinen Gutshöfe steht eine Villa, verschieden in Größe und Wichtigkeit, falls sie der Eigentümer selbst das ganze Jahr hindurch bewohnte, was meistens der Fall war, oder wenn es sich dann nur mehr oder weniger um Wirtschaftsgebäude mit nur dem Bedienungsgesinde bestimmter Wohnung und wo der Eigentümer sich nur selten aufhielt, handelte. Öfters haben wir nur mit einem spärlichen Gebäude, wohl einer Scheune zum aufspeichern der Ernte, zu tun ¹¹⁾. So dürfte man annehmen, daß mehrere kleinere Gutshöfe ein und demselben Eigentümer

angehörten. Am häufigsten aber, wie bereits gesagt, finden wir jene Art Villa, deren Gebäude zum Teil vom Eigentümer selbst das ganze Jahr hindurch bewohnt waren. Dies war durchaus möglich, denn wir wissen durch die Ausgrabungen mehrerer dieser Villen, deren Ausmaße ungefähr 50 x 30 m erreichten (Innenhof einbegriffen), daß die Lebensbedingungen dortselbst sehr annehmbar waren. Sämtliche besaßen nämlich einen oder mehrere durch Hypokaustanlage geheizte Räume sowie eine Badeeinrichtung, manchmal sogar eine kleine „piscina“ mit fließendem Wasser. Viele Öffnungen hatten Fensterglas, was bei den jüngsten Grabungen öfters zum Vorschein kam¹²⁾. Der Wohlstand ist ebenfalls durch andere Funde bestätigt, nämlich solche, deren dringende Nützlichkeit man bestreiten kann und bei welchen technischer Fortschritt oder sogar Luxus nicht fehlen, z. B. sehr kleine Vorhängeschlösser mit sonderbar feinem Mechanismus, Zahnarztzange, schöne Sigillatagefäße, feine Glaswaren und Prunkgegenstände aus Bronze wie stilisierte Handhabe oder Deichselspitze, Radnabengarnitur und noch viele andere¹³⁾. Nur eine geringe Zahl Villen wurden bis zum heutigen Tage erforscht¹⁴⁾. Die Ergebnisse der Ausgrabungen waren verschieden, je nachdem man alte oder moderne Methoden angewendet hatte. Sämtliche jedoch brachten kostbare Aufklärung, dank welcher unsere Kenntnisse stark gefördert wurden, vor allem in Bezug auf die Geschichte dieser Villen und ihre Chronologie. Im allgemeinen haben wir mit drei Besetzungsperioden zu tun, deren erste in vielen Fällen allein unterschiedlich ist.

Abb. 4
Abb. 6, 5 links

Diese drei Bau- oder Wiederaufbauperioden kommen z. B. bei den Villen von Berthelmingen und St. Ulrich (Ville Nr. 6) klar zum Vorschein, nämlich dank der geborgenen Keramik, welche folgende Chronologie ergibt:

	Berthelming	St. Ulrich (Nr. 6)
1. Periode (Neubau)	Anfang 2. Jahrh.	Claudius-Nero;
2. Periode (Vergrößerung oder Wiederaufbau)	nach 175	nach 175
3. Periode (Wiederaufbau)	nach 260	nach 260

Wie es aus obiger Tabelle hervorgeht, ist die Geschichte unserer Villen kaum verschieden. Zwischen der Mitte des 1. bis zum Anfang des 2. Jahrhunderts erbaut¹⁵⁾, fallen fast sämtliche um 175 einer vollständigen Zerstörung oder mindest einer schweren Teilzerstörung durch allgemeinen Bauernkrawall zum Opfer. Dann stellt man einen minderwertigen Wiederaufbau fest, doch ebenfalls bedeutende Vergrößerungen. Es folgt nun eine allgemeine schwerere Zerstörung um 260–265 mit den Anstürmen der Allamannen. Von nun an war es mit der Sicherheit vorbei und die Villen wurden eher spärlich instandgesetzt als wiederaufgebaut. Zuletzt wurden sie Ende des 4. Jahrhunderts zur Zeit der großen Völkerwanderungen endgültig zerstört.

Es sieht so aus, als ob die Villen bereits nach 265 von ihren Eigentümern, welche die Landwirtschaft einigen Knechten anvertraut hatten, verlassen worden seien. Von nun an verschwindet jegliche Spur von Luxus oder sogar nur von Wohlstand. Besorgt ist man nur um das tägliche Streben, in spärlich wieder aufgebauten Gebäuden, währenddessen die früheren Eigentümer, wie bereits gesehen, in der nahen Stadt eine fragliche Sicherheit suchen.

3. Ein mächtiger „Fundus“: St. Ulrich

Abb. 2

Seit langem kannte man in ganz Gallien große „Fundi“, deren Gründung meistens bereits auf die keltische Zeit zurückging, wie es schon J. Caesar festgestellt hatte^{15a}). Es scheint jedoch, daß seit ca. 20 Jahren keine solchen in Ost-Gallien entdeckt wurden¹⁶).

Da in St. Ulrich unsere Aufmerksamkeit durch das Vorhandensein einer sehr großen Villa, von welcher wir hier berichten werden, erweckt worden war, haben wir im Laufe mehrjähriger Tätigkeit die nähere Umgebung genaueren Beobachtungen unterzogen, bis wir feststellen konnten, daß es sich um eine Ansammlung von 30 Gebäuden mit ca. 100 Hektar Land umher handelte¹⁷). Vier Kilometer nordwestlich Saarburg gelegen, erstreckt sich der „Fundus“ von St. Ulrich in einem ausgebreiteten Tal, durch welches der Langdbach sowie sein Seitenbach auf dem rechten Ufer, der Tellerbach, zieht. Zur Zeit ist es ziemlich schwierig, den „Fundus“ genau zu begrenzen, da dieser sich wahrscheinlich auch im Westen und Südwesten einer großen Villa, welche wohl im Zentrum lag, ausbreitete. Schließlich gelten unsere Beobachtungen doch nur in östlicher und nordöstlicher Richtung!

Es sollte sich also wahrhaftig um ein großes Viereck von 200 bis 300 Hektar handeln, gelegen ungefähr zwischen den Landstraßen Saarburg–Dolvingen im Osten, Dolvingen–Haut–Clocher im Norden, Haut–Clocher–Saarburg im Westen und einer Linie im Süden, nämlich der des Weges, welcher von dieser Straße nach St. Ulrich und dem Südost-Winkel des St. Ulricher Waldes (Höhe 311) führt.

Sämtliche vermerkten Landstraßen verfolgen zum größten Teil den Verlauf von antiken Straßen, nämlich diejenige, die von Haut–Clocher nach Saarburg führt, welcher eine noch heute sehr sichtbare Teilstrecke der antiken Heerstraße Reims–Straßburg parallel verläuft.

Mittelpunkt dieses „Fundus“¹⁸) war die von Wichmann in den Jahren 1894–1896 ausgegrabene große Villa, die er in einem 1898 erschienenen Aufsatz¹⁹) nebst dazu gehörenden Plänen des Architekten Heppe beschreibt. Die Villa zählte nicht weniger als 117 Räume im Erdgeschoß allein, wodurch sie als die größte von Ost-Gallien anzusehen ist, obwohl nur ein Teil ausgegraben wurde²⁰).

Abb. 7

Wie wir feststellen können, wurden die außerordentlich ausgedehnten Ausgrabungen nach den damaligen Methoden ausgeführt, d. h. ohne die heute erwünschte Genauigkeit und ohne Nachsicht weder auf Stratigraphie noch Keramik, deren chronologische Bedeutung nie ausgewertet wurde. Obwohl in Wichmanns Bericht verschiedene Besetzungsperioden in Frage kommen, sind die Keramikfunde kaum erwähnt, wenn man auch gesteht, daß eine große und vielseitige Keramikbeute den Forschern in die Hände fiel. Vermerkt sind aber vier Münzen aus dem 3. und dem 4. Jahrhundert, deren genaue Fundstelle jedoch nicht angegeben ist²¹).

Einige der im östlichen und nordöstlichen Teil dieses Fundus liegenden Gebäude sind gewaltigen Ausmaßes. Es sind dies die Villen Nr. 2, 4–5, 15–17 und auch 23 unseres Planes. Die Villen 4 und 5 einerseits, 15 und 17 andererseits, darf man vielleicht als Ganzes ansehen. Ein großer Teil der anderen Gebäude ist mittlerer Größe und nur ein kleiner Teil geringen Ausmaßes; dieselben liegen im Nordosten des „Fundus“.

Nicht nur die große Villa (Nr. 1 und 1 A), sondern auch eine bescheidenere (Nr. 6) wurde ausgegraben. Hier gab es eine Datierungsmöglichkeit, welche auf einer zeitlich weitausgebreiteten Keramik beruht und als Entstehungs-

datum die Zeit des Claudius-Nero angibt. Die Villa blieb dann durchgehend bis zum 4. Jahrhundert besetzt. Daß es sich hier nicht um ein landwirtschaftliches Anwesen, zumindest ursprünglich, handelt, beweisen zahlreiche Fensterglas- sowie Feinglasscherben, ebenfalls eine Ansammlung kleiner Bronze- oder Silberschmuckstücke. Hingegen fehlt es vollständig an landwirtschaftlichem Gerät und Werkzeug. Man merkt jedoch, daß das ganze Anwesen sich im Laufe seines Bestehens stark verwandelt hat, was für das Studium der verschiedenen Bauperioden interessant ist.

Vor ungefähr 10 Jahren kam es zu kleineren Grabungen bei der Villa Nr. 3, wobei man mit dem Ergebnis zufrieden sein durfte, denn unter den römischen Grundlagern fand man Scherben, die zweifellos keltischen Ursprungs waren.

Wohl klärten die jüngsten Grabungen die chronologische Frage, doch wissen wir immer noch nichts über die Bestimmung dieser eher als ein Palast anzusehenden mächtigen Villa. Wohl darf man annehmen, daß der „Fundus“ mit der in der Nähe durchziehenden Heerstraße Reims—Straßburg in Verbindung zu setzen ist, ohne jedoch etwas Genaueres behaupten zu können. Was die anderen Niederlassungen betrifft, kann man verschiedene Anlagen vermuten, deren Zweck es war, den Bewohnern der großen Villa das Notwendigste zu beschaffen; in der Hauptsache handelt es sich wahrscheinlich hier um selbständiges Landwirtschaftswesen, was eine komplizierte Organisation erforderlich machte, die wir gerne mit derjenigen der Villa von Anthée in der Provinz Namur²²⁾ vergleichen möchten, ohne jedoch das Vorhandensein von industriellen Installationen, die für Exporterzeugnisse bestimmt waren, festzustellen. Neue Entdeckungen könnten jedoch diese Vermutungen widerlegen, da ja nur ein kleiner Teil des „Fundus“ bis zum heutigen Tage ausgegraben wurde. So sind wir über die Geschichte und die Bedeutung der Villa sowie des „Fundus“ noch ungenügend unterrichtet, und man darf sich sogar die Frage stellen, ob eine neue Untersuchung der großen Villa nicht erwünscht wäre.

II. Die Verbindungswege

a) Landstraßen

An dieser Stelle werden wir die Frage der römischen Straßen nur kurz zusammenfassen. Obwohl dieselbe bereits vielmals bearbeitet wurde, beruhen unsere Kenntnisse eher auf Vermutungen als auf Tatsachen. Eine zufriedenstellende Lösung ist äußerst schwierig, wenn nicht sogar unmöglich. Zum besten kann man wünschen, einige Stellen mit Sicherheit feststellen zu können, um dann einen einigermaßen sicheren Verlauf zu vermuten. Leider kommen solche Feststellungen selten in Betracht, da sie eine Tiefgrabung zur Aufdeckung der Straße erfordern. So kennen wir im ganzen Kreise Saarburg kaum mehr als 10 solcher Stellen, welche uns jedoch erlauben, folgende Straßen mit Gewißheit aufzuzählen, obwohl ihr Verlauf nur unterbrochen verfolgt werden kann:

1. die große Heerstraße Reims—Straßburg zwischen Tarquimpol und der Zaberner Steige. An einigen Stellen konnte diese Straße zweifellos festgestellt werden, zweimal in Tarquimpol, eine an der Heerstraße gelegene Raststelle (Peutinger, Ad Decempagos)²⁴⁾, dann zwischen dem Stockweiher und Langatte (drei verschiedene Stellen: 1. am Wehr des Frauenweiher und am dahin führenden Weg, 2. nordwestlich der Straße D 89, zwischen „Spiel-

berg“ und „Ried“, 3. südöstlich dieser Straße, ca. 300 m südlich der Höhe 260)²⁵). Der Verlauf der Straße durch die Stadt Saarburg erscheint heute als wohlbekannt, vor allem dank der Entdeckung einer Holzbrücke über die Saar und derjenigen des „cardo“²⁶). Zuletzt fällt uns noch eine andere Stelle in St. Jean-Courzerode, nämlich im heutigen Friedhof, auf²⁷). Etwas weiter nach Osten verlief die Heerstraße das Land der Mediomatriker an der Zaberner Steige²⁸).

Am östlichen Rande der Straße Saarburg–Haut–Clocher, ungefähr zwischen den Höhen 297 und 312, ist ein römischer Straßenabschnitt sehr merkbar und scheint zu den Hofer Saarfurten zu führen. Diese Straße, die bei „Maladrie“ der Straßburger Heerstraße begegnet, ist wohl als ein Saarburg bei Seite lassendes „diverticulum“ anzusehen, dessen westliche Abzweigung wahrscheinlich beim „Frauenweiher“ entspringt;

2. eine vom Donon nach Tarquimpol führende Straße²⁹) ist zwischen dem Donon und Lafrimbole auf einer langen Strecke sehr merkbar: diese Straße heißt auf den Landkarten „chemin d’Allemagne“. An vielen Stellen ist heute noch diese Straße mit Sandsteinplatten gepflastert;

3. eine Straße führte wohl von Saarburg zum Donon, westlich von Hesse in Richtung St. Quirin, Haut-du-Bon-Dieu und Borne Brignon verlaufend. Ein fester Anhaltspunkt ist uns zwischen Hesse und Nitting, bei der Flur „la justice“, aufgefallen;

4. Längs des St. Ulricher Waldes, an der Höhe 311 zwischen Saarburg und Dolvingen, kann man noch eine alte Straße sehen. Von Hecken umrandet läuft sie dann nördlich der heutigen Straße. Vermutlich kann der Weg auf dieser Seite den St. Ulricher „Fundus“ abgegrenzt haben;

5. von Mittersheim herkommend zieht ein alter Weg über Berthelming, woselbst wir ihn genau beim Bahnübergang der Straße nach Bettborn feststellen konnten³⁰), in Richtung Hellingering.

Schließlich erwähnen wir noch eine von Chémery-Falkenberg über Großtännchen, Romelfing, Hérange (woselbst eine aus Richtung Dieuze, über Haut-Clocher, Sarraltroff und Hilbesheim, kommende Straße zuläuft) zur Heerstraße Reims–Straßburg führende Straße, die sie in Mittelbronn erreicht sowie eine Straße, die von letzterer Ortschaft nach Dannelburg führt³¹).

b) Wasserwege

Vor kurzer Zeit entdeckten wir in Saarburg selbst am linken Saarufer, etwas unterhalb der Straßenbrücke, einen vermutlichen kleinen Flußhafen³²; dies könnte also der Beweis eines kleineren Wasserverkehrs sein, der ja auch bei anderen Flüssen, sogar stärkeren Bächen, üblich war³³). Wie wir es bereits sagten, scheint es nicht unmöglich gewesen zu sein, daß die Mittelbronner Töpfer solche Wasserwege benutzten. In dieser Hinsicht bietet jedoch allein die Saar eine Möglichkeit, zumindest was ihren mittleren Lauf anbetrifft. Für den oberen kann man annehmen, daß er zum Flößen diene, was ja vor noch kaum 100 Jahren der Fall war³⁴).

III. Wirtschaftswesen (Landwirtschaft, Industrie, Handel)

Landwirtschaft und Viehzucht

Die vielen kleinen Gutshöfe, die wir bereits erwähnten, zeugen selbst genügend für eine weitverbreitete Landwirtschaft zu jener Zeit; wir haben deren Rahmen gesehen; im Mittelpunkt steht die Villa, um welche sich eine rege aber enge Tätigkeit ballt; wie es in St. Ulrich der Fall ist, muß nämlich

fast alles an Ort und Stelle erzeugt werden. So fördern die Grabungen die verschiedensten Gegenstände des täglichen Lebens.

Vom Weinbau haben wir mutmaßliche Spuren, obwohl diese erst aus der späteren Römerzeit stammen. Da aber unsere Gegend selbst für die Traubenzucht nicht sehr günstig ist, erscheint der Weinbau nur als ein zufälliger. Man kann aber trotzdem doch gegen Mitte des 3. Jahrhunderts kleinere Weinberge feststellen³⁶⁾, trotz des Edikts des Probus, der das Verbot des Domitians, in Gallien den Weinbau zu fördern, erst 276 aufhob; dieser ist also sozusagen nur als die „consecratio“ eines bereits seit einiger Zeit angenommenen Zustandes anzusehen³⁷⁾.

Abb. 5 rechts

Abb. 11

Was die Viehzucht anbetrifft, so fehlt es nicht an Beweisen, vor allem in Hinsicht auf das Pferd: wunderbare Kumetringe aus Bronze³⁸⁾ und auch Hipposandalen sowie die zahlreichen Kultusbilder der Epona zeugen für die Beliebtheit und die stete Verwendung dieses Tieres³⁹⁾. Rind, Schwein und Ziege sind durch häufige Knochenfunde bezeugt, die Tiere sogar durch die Abdrücke ihrer Pfoten, die man hie und da auf Ziegeln sehen kann. Diese Abdrücke entstanden als die noch weichen Ziegel vor dem Backen zum Trocknen lagen. Solche Abdrücke lieferten uns ebenfalls Geflügel, Hund und sogar Katze⁴⁰⁾.

Industriewesen

In der Römerzeit gab es sicher in der Saarburger Gegend, hauptsächlich im Vogesengebiet, zwei blühende Industrien, nämlich die Verwertung des Vogesensandsteines und diejenige des Holzes. Da dieses Gebiet jedoch außerhalb unseres geographischen Rahmens liegt, werden wir diese beiden Industrien bloß vermerken. Beide blühten vor allem und wahrscheinlich nur während der „pax romana“ im 1. und 2. Jahrhundert. Näheres über die Frage findet man in unserem vor kurzem veröffentlichten Aufsatz über die Kultur der Vogesensiedlungen⁴¹⁾.

Zwar hat man noch keine Eisengießereiwerkstätte im oberen Saartale verzeichnet, doch fand man mehrmalig Spuren von Eisenschlacken in der Nähe von Villen^{41a)}, was auf Offizinas zur Eisenverwertung schließen läßt.

Vielleicht gab es damals auch schon Glashütten, meldete doch T. Welter bereits vor langen Jahren zwei solche mit einigen Beweisen. Die Frage bleibt jedoch heute noch ungelöst⁴²⁾.

Hingegen kann man kaum bestreiten, daß die Keramikherstellung in der Saarburger Gegend damals an der Spitze stand. Beweis dafür gibt die Entdeckung der Offizina des SATURNINUS und des SATTO in Mittelbronn. Die Keramikindustrie war allerdings im Altertum eine der seltenen Tätigkeiten, die dem engen Rahmen des Gewerbes entsprangen, und gerade diese Mittelbronner Offizina gehörte einem größeren Betrieb, welcher während fast einem Jahrhundert in vier verschiedenen Werkstätten produzierte (Boucheporn, Chémery, Blickweiler und Mittelbronn), an.

Im Altertum war Keramik eine der meist begehrten Produkte. Man braucht sich also nicht zu wundern, daß die Firma SATURNINUS-SATTO ihre Waren vom Donau-Limes bis zur Hadrians-Mauer in England lieferte.

Abb. 12

Ein Großbetrieb wie dieser stellte nicht nur feines Tischgeschirr aus Sigillata oder reine Gebrauchsware her, sondern hatte sich eine vielproduzierende Ziegelei angeeignet; nachdem nach den Unruhen von 175 di Sigillata vom ostgallischen Markt zu verschwinden begann, blieb dieselbe noch

lange in Betrieb und die Tätigkeit von Mittelbronn kann man noch am Ende des 3. Jahrhunderts feststellen⁴³).

Die verschiedenen kleineren gewerblichen Tätigkeiten, deren es sehr viele waren und die viele Spuren hinter sich gelassen haben, werden wir hier nicht schildern.

Handelswesen

Allem Anschein nach herrschte in unserer Gegend bereits am Anfang des 1. Jahrhunderts ein reger Handelsverkehr, was ja die Altertumswissenschaft durch Münz-, vor allem aber Keramikfunde (Sigillata aus Süd- und Mittelgallien, Wein und Ölamphoren aus Italien, Spanien und Südgalien)⁴⁴ beweist.

Die Bedeutung der Keramik im Altertum ist uns bereits bekannt. Kein Wunder also, daß man im 1. Jahrhundert, bevor die ostgallischen Offizinas, darunter vor allen Boucheporn, entstanden, bereits Keramik, zumindest solche schöner Qualität wie die Sigillata, aus Süd-Gallien und sogar Italien, damals die großen Produktionszentren, einführte. So sehen wir Saarburs älteste Kulturschichten von Sigillata aus La Graufesenque vollgespickt⁴⁵). Es wurde auch ein vollständig erhaltener Becher der Form Drag. 30 aus La Graufesenque im Friedhof von La Croix Guillaume in St. Quirin ans Licht gebracht, während man in Hulthouse die Scherben eines ähnlichen Bechers selbiger Herkunft entdeckte. Auch eine Drag. Schüssel 37 des Töpfers MERCATOR aus Montans, ebenfalls in Süd-Gallien, wurde in St. Quirin geborgen. Es kann also kein Zweifel bestehen, daß die Einfuhr von Keramik sehr bedeutend war.

Es liegt auf der Hand, daß die Einfuhr von Wein und Öl, welche durch den Fund großer Amphoren mit eingedrücktem Erzeugerstempel bewiesen ist, häufig war, da unsere Gegend nichts solches produzierte, oder in ganz geringen Mengen. Was die Weineinfuhr anbetrifft, so dauerte dieser Zustand bis Mitte des 3. Jahrhunderts, das heißt bis zur Entstehung eines regionalen Weinbaues, was allerdings die Einfuhr doch nicht gänzlich einstellte.

Wir haben ebenfalls den Beweis, daß Sigillataschüsseln aus Süd-Gallien noch gegen Anfang des 2. Jahrhunderts eingeführt werden. Wahrscheinlich gelangten diese Waren nach Ost-Gallien über Rhône-Saône und Mosel oder auch den Rhein; es ist doch keineswegs unmöglich, daß der Warenhandel durch das Massif Central zog (Clermont-Ferrand, Moulins, Autun, Dijon, Langres).

Die Handelsbeziehungen mit dem Süden waren nicht die einzigen, denn die Keramikeinfuhr beweist ebenfalls einen regen Verkehr mit Argonnen und Moselland. Selbstverständlich exportierte Ost-Gallien seine eigenen Waren, und es scheint sicher, daß hier schon Mitte des 1. Jahrhunderts der allgemeine Handel sehr blühend war, wie es ja der Fall für das ganze Gebiet hinter dem obergermanischen Limes war⁴⁶). Die Ausfuhr reichte oft sehr weit, wie wir es bereits gesehen haben⁴⁷). Selbstverständlich kamen noch viele andere Waren wie z. B. Lebensmittel in Betracht. Auch muß man annehmen, daß der engere Lokalhandel nicht im Rückstand lag.

Es steht also fest, daß bereits am Ende des 1. Jahrhunderts unsere Gegend trotz eines stets lebendigen Keltentums stark romanisiert war. Der römische Einfluß hatte an sich nichts Oberflächliches, sondern warf seine Wurzeln,

sowohl diejenigen die zu unserem Thema gehören als auch diese, die sich auf Kultur und Religion beziehen, tief in die einheimischen Sitten und Gebräuche. Es entstand daraus eine neue Mischkultur, welche mit dauerhaftem Erfolge gedieh und die wir die gallo-römische nennen.

Wir haben hier die kulturellen sowie die religiösen Fragen nicht betrachtet, weil wir der Ansicht sind, daß sie im Hinblick auf ihre Bedeutung gesondert zu behandeln sind, wozu der vorgesehene Rahmen unseres Aufsatzes viel zu eng ist. Doch allein vom materiellen Standpunkt aus gesehen kann man sich bereits vorstellen, wie es im oberen Saartale während der „Pax romana“ aussah.

Anmerkungen:

- 1) M. Lutz, *Considérations sur la civilisation dite „des sommets vosgiens“ à la lumière de découvertes récentes*, in A.S.H.A.L., LXIV, 1964.
- 2) J. B. Keune, Bericht über die Erwerbungen des städtischen Museums, in A.S.H.A.L. XI, 1899, S. 381 (Sarraltroff); Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, in A.S.H.A.L., XI, 1899, S. 421, XII, 1900, S. 447 und 465, XV, 1903, S. 513 und 521 (Sarraltroff); G. Wolfram, Fundberichte in A.S.H.A.L. IX, 1897, S. 321 (Schalbach); J. B. Keune, XI, 1899, S. 375 (Schalbach); A. W. Naue, Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsaß, Straßburg, 1905, S. 205–270.
- 3) M. Lutz, Fouilles à Sarrebourg, in A.S.H.A.L., LX, 1960, S. 41 u. ff.
- 4) Siehe Nr. 3.
- 5) Erwähnen wir jedoch, daß keine feste Zeugnisse Pons Saravi als römische Garnisonstadt anzusehen bestehen. Nur einige Gegenstände liegen vor: eine einzige Waffe (Ausgrabungen in der rue de la Paix, o.c., S. 73, zwei Chirurgeninstrumente sowie den Unterbau von Baracken, welchen man vielleicht einen militärischen Charakter schenken kann (siehe E. Linckenheld, R.A.S., S. 99 sowie die noch nicht veröffentlichten Ausgrabungen von 1965); man fand auch öfters in den römischen Schichten Austerschalen; in späterer Zeit darf man das Erscheinen von orientalen Kulturen erwähnen als Zeugnis der Anwesenheit aus dem Orient kommenden römischen Militärs.
- 6) G. Wolfram, in A.S.H.A.L. III, 1891, S. 418; Wichmann, in A.S.H.A.L. VI, 1894, S. 313; A. Reusch, Funde in Saarburg i. L., in A.S.H.A.L., XIX, 1907, S. 488 u. ff.
- 7) Der Beweis dafür liegt in einer Brandschicht, die man von der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts datieren kann (Siehe J. J. Hatt et M. Lutz, Fouilles à Sarrebourg, in A.S.H.A.L. LX, 1960, S. 47 sowie das Vergrabungsdatum des Geldschatzes Csakvary (siehe Nr. 6).
- 8) A. Reusch, Alt Saarburg, 1911.
- 9) A. Reusch, Römische Villen im Kreise Saarburg, in A.S.H.A.L. XXIV, 1912, S. 302 u. ff.
- 10) Die archäologische Karte des département de la Moselle, momentan in Bearbeitung, wird dieselben gesondert behandeln.
- 10a) M. J. Gress, Schuldirektor in Saarburg.
- 10b) E. Juillard, G. Lévy-Mertz, J. J. Hatt, Traces de centuriation romaine en Alsace, in R.A.E., tome X, 4, 1959, S. 298–308.
- 11) T. Welter und A. Hepp, Die gallo-römischen Villen bei Lörchingen und Saarlaltdorf in Lothringen, in A.S.H.A.L. XX, 1908, S. 154, wo Hettner genannt ist. Doch zögern die Verfasser die Lörchinger Villa mit irgend einem der hier oben erwähnten Typs zu vergleichen.
- 12) Fensterglas wurde u. a. gelegentlich der Ausgrabung der Villa Nr. 6 in St. Ulrich häufig gefunden.
- 13) Solche Gegenstände kamen hauptsächlich dank einer sorgfältigen Ausgrabung in der Villa von Berthelming zu Tage. Man darf also annehmen, daß der Fall nicht vereinzelt ist.
- 14) Berthelming-Altschloss: E. Delort et M. Lutz, Les découvertes de Berthelming in A.S.H.A.L. XLIII, p. 95; M. Lutz, Découvertes archéologiques dans la région de Sarrebourg de 1947 à 1952, in A.S.H.A.L., LII, 1952, S. 64 et ff. Eine endgültige Veröffentlichung dieser Villa steht momentan in Arbeit. – Haut-Clocher – St. Ulrich. Villa Nr. 1 (siehe beiliegenden Plan). K. Wichmann, Die römische Villa in St. Ulrich bei Saarburg i. L., in A.S.H.A.L. X, 1889, S. 171. Villa Nr. , Ausgrabungen 1894, siehe A.S.H.A.L. VI, S. 315; neue Grabung 1963: in Bearbeitung. – Sarraltroff-Weyerwald, siehe Nr. 11; – Buhl-Klein-Yeetz (Villa Nr. 14 auf Reuschs Plan. Teilgrabung deren Ergebnisse nie veröffentlicht wurden. A. Reusch, Römische Villen im Kreise Saarburg i. L., in A.S.H.A.L. XXIV, 1912, S. 307; – Eine Notgrabung fand 1955 bei der Villa Saarburg-Bettling (Reusch Nr. 83) statt; siehe M. Lutz, Recherches archéologiques en Moselle, o.c., S. 131–133.
- 15) Klaren Beweis für ihre Entstehung bereits im Laufe des 1. Jahrhunderts bieten vorläufig nur folgende Villen: 1. eine noch nicht veröffentlichte Villa in Lörchingen (ferme Hasard-Zufall); 2. eine ebenfalls nicht veröffentlichte Villa in Hilbesheim; 3. die Villa Nr. 6 in St. Ulrich. An diesen drei Stellen wurde vorflavische Keramik aufgefunden.
- 15a) B.G., VI, 13, 1.
- 16) Siehe GALLIA, XI, 1, 1953, S. 146.

- 17) A. Reusch hatte bereits in dieser Kante mehrere Gebäude festgestellt zwischen welchen er jedoch keine Verbindung sah (o.c. 336). Das Gelände im Westen und Südwesten der großen Villa, woselbst ein ziemlich starker Erdanfluß, wahrscheinlich Mauerwerk, dessen Vorhandensein durch zahlreiche Rottel bezeugt ist, überdeckt hat, bleibt noch zu untersuchen. Bis heute ist uns nur ein einziges kleineres Gebäude mit Sicherheit bekannt.
- 18) A. Grenier, Manuel d'Archéologie, VI, 2e partie, l'archéologie du sol, S. 885.
- 19) K. Wichmann, o.c.
- 20) A. Reusch ist sogar der Meinung, daß der größere Teil der Villa noch zu entdecken ist (A. Reusch, o.c., S. 336). Im Walde von St. Ulrich liegen jedoch mehrere getrennte Gebäude.
- 21) Es sind: TETRICUS I, TETRICUS II, DIOKLETIAN sowie eine konstantinische Münze.
- 22) A. Grenier, o.c., S. 843 und ff.
- 23) Außer dem Itinerar des Antonius auf welchem Saarburg „Ponte Sarvix“ heißt und der Peutingerschen Tafel, wo Saarburg „Ponte Saravi“ genannt wird, sind für den Kreis Saarburg, was das Straßennetz betrifft, folgende Veröffentlichungen die wichtigsten:
– A. Grenier, o.c., VI, 1, S. 165; – L. Benoît, Les voies romaines de l'arrondissement de Sarrebourg, in Mémoires de la Société d'archéologie lorraine, Nancy, 1865, S. 14–29; – C. Abel, Les voies romaines dans le département de la Moselle, in Austrasie, 1858, S. 212–226 und 249–265; – Al. Bertrand, Les voies romaines en Gaule, 1864; – N. Box, Notice sur les pays de la Sarre, 1891, Band 2, S. 270; – Bouteiller, Dictionnaire topographique, 1874, S. 276–277; – A. Dedenon, Voies gallo-romaines dans le bassin de la Meurthe, in Revue historique lorraine, Nancy 1930, S. 198–217. Wir selbst erwähnen einige Straßen, L'officine de SATURNINUS und de SATTO, Supplément à GALLIA, zu erscheinen 1966.
- 24) K. Wichmann, Ausgrabungen in Tarquimpol, in A.S.H.A.L., 1891, S. 412–417.
- 25) Was a) betrifft, siehe M. Lutz, Découvertes archéologiques dans la région de Sarrebourg, o.c., S. 76; was b) und c) betrifft liegt noch keine Veröffentlichung vor.
- 26) M. Lutz, ib., S. 84 und J. J. Hatt et Marcel Lutz, Fouilles à Sarrebourg, o.c., S. 43 und 49–50.
- 27) E. Linckenheld, R.A.S., 1929, Artikel Mittelbronn, S. 77 und St. Jean-Courtzerode, S. 94.
- 28) J. P. Wiedenhoff et J. J. Hatt, La station de relais romaine de l'Usspann, près du col de Saverne, Fouilles de 1949–1952 in C.A.H.A. 134, 1954, S. 35 und ff.
- 29) E. Linckenheld, o.c., S. 33.
- 30) M. Lutz, Découvertes archéologiques dans la région de Sarrebourg, o.c., S. 68.
- 31) M. Lutz, L'atelier de SATURNIUS et de SATTO à Mittelbronn, o.c., II. Teil, Kapitel 2.
- 32) M. Lutz, La civilisation des sommets, o.c.
- 33) M. Lutz, L'atelier de SATURNINUS et de SATTO à Mittelbronn, o.c.
- 34) M. Lutz, La civilisation des sommets, o.c.
- 35) Die Entdeckung einer Zahnarztzange in der Villa von Berthelming zeigt, daß man wahrscheinlich über einen Arzt, wohl ein Sklave, verfügte.
- 36) E. Delort, Découvertes récentes à Tarquimpol, in C. L., Nouvelle série Nr. 3, 1951, und M. Lutz, Un outillage de paysan gallo-romain à Tarquimpol, in R.A.E., tome III, 1, 1952.
- 37) M. Lutz, L'atelier de SATURNIUS et de SATTO à Mittelbronn, o.c., II. Teil, Kapitel 1.
- 38) M. Lutz, Découvertes archéologiques dans la région de Sarrebourg, o.c., S. 66–67.
- 39) J. J. Hatt, Informations archéologiques. Circonscription de Strasbourg, in GALLIA, XXII, 1964, fasc. 2, S. 358.
- 40) M. Lutz, L'officine de Mittelbronn, in GALLIA, XVII, 1959, fasc. 1, Fig. 30, S. 159.
- 41) M. Lutz, La civilisation des sommets, o.c.
- 41a) A. Reusch, o.c., S. 313, Nr. 28 und M. Lutz, Nouvelles notes archéologiques sur l'arrondissement de Sarrebourg, 1949, S. 10.
- 42) T. Welter, Die Besiedlung der Vorstufen der Vogesen unter besonderer Berücksichtigung des gebirgigen Teils des Kreises Saarburg i. L. Ein Gesamtbericht über mehrjährige Ausgrabungen der Reste aus gallorömischer Zeit, in A.S.H.A.L. XVIII, 1906, S. 380.
- 43) M. Lutz, L'officine de Mittelbronn, o.c.
- 44) Keltische Münzen, nämlich solche der Leuker, in Tarquimpol gefunden (Das Reichsland Elsaß-Lothringen, III, S. 1105) und auch an der Zaberner Steige (J. P. Wiedenhoff et J. J. Hatt, o.c., S. 46).
- 45) J. J. Hatt et M. Lutz, o.c., S. 48 und ff.
- 46) M. Lutz, Relations entre les officines de céramique sigillée gallo-romaines de Moselle et de Sarre, in A.S.H.A.L., LXIII, 1963, S. 29.
- 47) M. Lutz, L'officine de SATURNINUS et de SATTO à Mittelbronn, II. Teil, Kapitel 2, Die Warenverbreitung.

Die Abkürzungen bedeuten:

- A.S.H.A.L. = Annuaire de la Société d'Histoire & d'Archéologie de Lorraine, Metz (Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertums-kunde).
- Linckenheld, R.A.S. = E. Linckenheld, Répertoire archéologique de l'arrondissement de Sarrebourg, 1929.
- R.A.E. = Revue archéologique de l'Est, Dijon.
- C.A.H.A. = Cahiers d'archéologie et d'histoire d'Alsace, Strasbourg.
- C.L. = Cahiers Lorrains, Metz (Beilage zu A.S.H.A.L.).

PHILIPP GEORG v. PIESPORT, 1584-1660

Oberamtmann der Grafschaft Nassau-Saarbrücken

Die Stadtbibliothek Trier besitzt in ihrer Handschriftenabteilung unter Nr. 1955/1421 einen stattlichen, in Schweinsleder gebundenen Folianten mit 442 beschriebenen Blättern. Er trägt die Überschrift: „Extract aus den Kalendern und Verzeichnissen, daraus allerhand Nachricht und sonderlich meine stets währende Wallfahrt und Pilgerschaft in diesem elenden Leben etlichermaßen und in genere zu sehen bis aufs Jahr 1656.“ Hinter diesem langen Titel verbirgt sich nichts anderes als eine Selbstbiographie des einst höchsten Nassau-Saarbrückischen Beamten, der am 21. Januar 1660, nach einem langen und unruhigen Leben, im 77. Lebensjahr sein Dasein beschloß.

Meines Wissens hat bisher noch niemand den einzigartigen Wert dieser Quelle zur saarländischen Geschichte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erkannt, und meines Wissens ist es die einzige Selbstbiographie aus dieser Zeit in unserem Raum. Von Philipp Georg von Piesport stammt übrigens auch noch eine heute im Staatsarchiv Koblenz aufbewahrte 21-bändige Briefsammlung, auf die aufmerksam gemacht zu haben das Verdienst Herrn Pfarrers Karl Rug, Köllertal, ist. — Philipp Georg von Piesport hat diese Selbstbiographie 1656 im 73. Lebensjahr nach vorhandenen Unterlagen zusammengestellt und in einer oft schwer leserlichen Schrift niedergeschrieben.

Er entstammt einer kleinadeligen Dienstmännernfamilie aus dem Moselland, wie schon der Name von Piesport besagt¹⁾. Sie ist erstmalig urkundlich bezeugt im Jahre 1482, als der Trierer Erzbischof Johann II. von Baden den mit Katharina von Trarbach verheirateten Richard von Piesport mit der Neuerburg bei Neumagen belehnte. Dessen Nachkommen waren Amtleute, Schultheißen oder Schöffen in kurtrierischen Diensten. Mit dem Großvater Philipp Georg von Piesports, dem Stadttrierer Schöffen und Bürgermeister von 1540—42 Johann von Piesport, finden wir dieses Geschlecht zum ersten Male in der Moselmetropole. 1559 schloß sich dieser Johann von Piesport den von dem Trierer Reformator Dr. Kaspar Olevian für den neuen Glauben gewonnenen „Konfessionisten“ an und ging, als dieser Reformationsversuch vom Trierer Kurfürsten vereitelt worden war, 1560 ins Exil. Wir verlieren dann seine Spur und finden erst seinen Sohn Peter als Hofjunker und späteren Hofmeister am Nassau-Saarbrückischen Hof 1564 und später wieder. Peters Bruder Johann kehrte, wie sein Neffe Philipp Georg von Piesport berichtet, wieder nach Trier zurück und scheint zum katholischen Glauben konvertiert zu sein. Denn er und seine Kinder traten in kurtrierische Dienste und werden von den Trierer Kurfürsten belehnt. Peter von Piesport heiratet bereits 1564 in Berus eine Frau seines Standes namens Erika von Manderscheid und verzichtet auf das elterliche Erbe zu Gunsten seines Bruders Johann, erhielt jedoch von diesem einen Geldbetrag, mit dem er sich 1586 ein Haus zu Saarbrücken erwarb. Philipp Georg von

Piesport erblickte in Abwesenheit seines Vaters am 18. September 1584 das Licht dieser Welt in Berus, wohin sich der Landesherr Graf Philipp III. wegen „böser Luft“ – wie man damals die Pest oder andere Seuchen nannte – begeben hatte. Peter von Piesport hatte sich nach dem Tode seiner ersten Frau inzwischen ein zweites Mal verehelicht mit Helena von Wampach. Man könnte in diesem Geburtsort außerhalb der Vaterstadt gewissermaßen ein Omen für das unruhige Leben Philipp Georg von Piesports erblicken, wie er es selbst betont: „Bin also aus Berus unter lothringischer Obrigkeit auf die nassauische den 23. September getragen worden und daselbst durch den damaligen Pfarrer zu Völklingen durch die hl. Tauf dem Herrn Christ vorgetragen und seiner christlichen Kirchen einverleibt worden. Meine Taufpaten sind gewesen Graf Philipp zu Nassau-Saarbrücken, der Landesvater, und Graf Georg zu Nassau-Katzenelnbogen und die Gode meine alte Base Anna von Piesport geb. von Bentzeradt (aus dem katholischen Trierer Zweig).

Diese meine Wallfahrt, wie sie gleich bei meiner Tauf angefangen, hat sich bald angefangen fortzusetzen, indem man mich auch der Contagion (= der Seuche) halber gleich fortbringen mußte. Also eine Zeitlang zu Wadgassen im Kloster aufgehalten, hernach ferner endlich nach Saarbrücken.“

Bereits mit 5^{1/2} Jahren, am 6. April 1590, verlor Philipp Georg seine Mutter. Und er schreibt: „Als mein lieber Vater selig in solch betrübtem Zustand gewesen, hat er mich am 4. Mai 1590 mit meinem lieben Hauslehrer Andreas Quieti, wie ich aus seinem Kalender ersehe, nach Saarwerden zur Schule geschickt und in die Kost bei Herrn Georg Keller.“ Sein Vater Peter von Piesport heiratete bereits im November 1590 ein drittesmal, nämlich Maria Jacoba von Frankenstein, die allerdings bereits 1593 verstarb. Erst die bald darauf am 29. Dezember 1594 in Neuweiler geheiratete vierte Ehefrau Margaretha Lumbhartin überlebte Peter von Piesport. Als Halbwaise mußte Philipp Georg also seine Kinderzeit fern vom Elternhaus, in Saarwerden, verbringen. 1596 wurde der Zwölfjährige am 15. November von seinem Vater nach Metz geschickt, um die französische Sprache zu erlernen und seine Studien fortzusetzen. Dort verblieb er in einem vornehmen Hause, wie er selbst schreibt, etliche Zeit, bis 1598. Mit dem Tode seines Vaters im Jahre 1597 war er zur Vollwaise geworden. Nach seiner Rückberufung aus Metz durch den Vormund weilte er nur kurz bei seiner zweiten Stiefmutter, und es wurde für ratsam befunden, ihn nach Straßburg „zum besseren Anfang seiner Studien“ zu schicken. Ende September 1598 verließ er Saarbrücken und fand Quartier in Straßburg bei Friedrich Lumbhart, dem Bruder seiner zweiten Stiefmutter. Am 30. Januar 1599 wurde er erstmals in die Tertia der Lateinschule dort eingestellt. Er berichtete in seinen Aufzeichnungen nur von einem einzigen kurzen Besuch zu Hause im Jahre 1600. Im November dieses Jahres kam er in die Prima und konnte 1601 das Collegium Ethicum an der Universität in Straßburg belegen. 1602 begann er das Studium der Rechtswissenschaften an der gleichen Universität.

Die Wahl dieser evangelischen Universität wurde offenbar dadurch beeinflusst, daß seine Stiefmutter von Saarbrücken zurück nach Neuweiler in der Nähe von Straßburg gezogen war und dort bis zu ihrem Tode lebte.

Philipp Georg von Piesport war damals 1603 ein Jüngling von 19 Jahren, und man verspürt den Stolz des Studenten, wenn er schreibt: „Hernach die

Wehr (gemeint ist der Degen) anbehalten und getragen“. Im gleichen Monat begann er auch mit dem Lautenspiel, mußte es aber „wegen der Spesen nachlassen“. — Wir werden diesem Zwiespalt zwischen standesgemäßer Erziehung und finanziellem Unvermögen oder zumindest Schwierigkeiten noch öfter in seinen Jünglingsjahren begegnen. — Bald darauf, im April, begab Philipp Georg sich nach Neuweiler zur Stiefmutter und danach zu seinen Vormündern nach Saarbrücken, um über die Gestaltung seines weiteren Studiums und vor allem über dessen Finanzierung zu sprechen. Der Familienrat scheint ihm gut gesonnen gewesen zu sein. Denn zwei Wochen später finden wir ihn als flotten Studiosus der Rechte an der evangelischen Universität Marburg. Kurz vorher war er in Lahr mit seinem Freund zum hl. Abendmahl gegangen. Man wird daher auf eine verhältnismäßig späte Konfirmation schließen müssen. Nach zwei Jahren Studien der Institutionen und Pandekten in Marburg und einigen Studentenfahrten nach Frankfurt und Straßburg schickte er sich an, nach der Johannesmesse 1605 in guter Gesellschaft zur Erweiterung seiner Bildung die standesgemäße Kavalierstour ins Ausland zu unternehmen.

Am 4. Juli 1605 ging es mit einer Mietskutsche, für die jeder Teilnehmer 9 Reichstaler zu bezahlen hatte, über Nancy, Toul, Meaux nach Paris, wo sie am 12. Juli eintrafen. Zweifellos wird diese glanzvolle Stadt den kleinen Landedelmann Philipp Georg von Piesport fasziniert haben. Bis Ende August sah er sich „so viel die Gelegenheit gegeben und meine Mittel leiden wollen“ dort um. Seine Mittel scheinen gering gewesen zu sein, denn er schreibt: „Hab mich nach der Decken strecken müssen. Also mir unmöglich gewesen, wie gerne ich wünschen mochte, die Tour de France zu tun und habe mich über dieses Königreich in Paris informieren müssen.“ Ende August verließ er Paris und fuhr mit einer „Ordinary-Kutsche“ über Beauvais, Abbeville, Boulogne nach Calais. Von Calais setzte er nach 1^{1/2} Tagen Stillliegen in 6 Stunden nach Dover in England über und reiste nach London weiter. Wieder bemühte er sich, vor allem die prächtigen Schlösser der königlichen Familie zu sehen, begab sich jedoch auch zu den Universitäten Cambridge und Oxford. Er hatte Glück, denn gerade damals hielten der englische König und die Königin dort ihren Einritt. Er nahm auch an öffentlichen Disputationen aller Fakultäten teil, denen übrigens auch der König und die Königin beiwohnten. Sprachliche Schwierigkeiten dürften ihm diese Disputationen nicht bereitet haben, denn an allen europäischen Universitäten war damals die Sprache der Studenten und ihrer Professoren das Lateinische. Nach etwa einmonatigem Aufenthalt kehrte er am 14. September wieder auf das europäische Festland zurück und reiste durch die Städte der Niederlande Rotterdam, Leyden, Amsterdam, Utrecht, Nijmegen und die Belgiens. In Antwerpen besichtigte er das Schloß und reiste weiter über Gent, Valenciennes, Arras nach Paris, wo er über Weihnachten blieb. Dort wurde er krank, und bald mangelten ihm jegliche Mittel, so daß er gezwungen war, Geld zu leihen und nach Straßburg zurückzukehren (8. Januar 1606). Aber trotz seiner mäßigen Reisediäten steckte Philipp Georg von Piesport seine Kavalierstour doch nicht auf. Er begab sich nach Saarbrücken, um zu sehen, „ob es dahin zu richten wäre“, daß er noch eine Reise nach Italien „unternehmen“ könnte. Und er schreibt weiter: „Wiewohl es sich sehr schwächlich angelassen, ist es doch endlich dahin gekommen.“ Er fuhr wieder nach Straßburg und trat am 6. Mai 1606 in Gesellschaft zweier

böhmischer Adliger die Reise nach Italien an. Über Basel, Luzern und den Gotthard-Paß gelangte er auf einem sehr gefährlichen Weg nach Bellinzona und erreichte über Locarno und Como am 25. Mai Mailand. Auch dort brachte er wieder etliche Tage mit der Besichtigung zu, besuchte später die berühmte Kartause Certosa bei Pavia. In Saravalle ließen die jungen Kavalier ihre Mietskutschen stehen und ritten zu Pferd nach Genua. Die böhmischen Adligen scheinen besser bei Kasse gewesen zu sein als Philipp Georg von Piesport, denn sie waren in der Lage, eine Fregatte zu mieten und mit ihrem Erzieher nach Pisa zu segeln, wo sie am 22. Juni anlangten. Dort trennte sich die Reisegesellschaft. Philipp Georg von Piesport hielt sich an der berühmten Universität in Pisa etliche Tage auf und besuchte mehrere Vorlesungen der Rechtswissenschaften. Von da wandte er sich nach Livorno, um dessen stattliche Festung in Gesellschaft seines neuen schwäbischen Freundes Varnbüler zu besichtigen. Ein großes Erlebnis scheint nach seinen Eintragungen für ihn die glanzvolle Mediceer-Stadt Florenz gewesen zu sein. Einen ganzen Monat weilte er dort und nahm an den großen Feierlichkeiten zum St. Johannestag als Zuschauer teil. In Siena mietete er einen italienischen Sprachmeister, um „die Sprache des Landes in etwa zu begreifen, welcher dann mit Treuen mich unterwies“.

Für seinen schmalen Geldbeutel mag es ein Glücksfall gewesen sein, daß er in Florenz den deutschen Grafen Johann Philipp von Leiningen traf, der ihn fragte, ob er künftig mit ihm weiterreisen wolle. Diese Möglichkeit setzte ihn instand, sich einen Fechtmeister zu mieten. Dem berühmten Reitlehrer Lorenzino, wie er bedauernd schreibt, konnte er leider nur zusehen, „weil es meine Mittel weiter nicht richten wollten“. Beinahe wäre seine Weiterreise mit dem Grafen von Leiningen ins Wasser gefallen, weil er unterwegs erkrankte. Mit Hilfe von Pulvern gelang es ihm jedoch, wieder zu genesen.

Über Viterbo traf er am 28. August mit der gräflichen Gesellschaft in Rom ein. Durch einen Schweizer von der Päpstlichen Garde, der offenbar eine „Handsalbe“ erhielt, wurden sie zur Besichtigung der Vatikanischen Bibliothek zugelassen, der sixtinischen Kapelle und ebenso des Consistoriums im Vatikan, wo der Lutheraner Philipp Georg Papst Paul V. sehen konnte. Schon nach drei Tagen verließen sie die Ewige Stadt und fuhren nach Neapel weiter, wo sie ebenfalls alles besichtigten. Wegen Erkrankung des Grafen von Leiningen begab er sich allein auf die Rückreise nach Norden, besuchte die Universität Bologna mit ihrer berühmten juristischen Fakultät und blieb auch noch in Padua, wo er Tanz-, Musik- und Fechtstunden nahm. Man spürt seine Erleichterung über die heimatischen Geldwechsel, die er dort empfing. Auch Venedig konnte er noch besichtigen. Dann allerdings mußte er, „weil alle Mittel entgangen und auch die Sache mit den Weinrenten aus Lieser an der Mosel nicht zum besten stand“, seine Rückreise mitten im Winter über den Brennerpaß nach Augsburg antreten. Am 28. März 1607 traf er wieder in Saarbrücken ein und erhielt dort bald aus den Lieserschen Renten 700 Moselgulden, womit er die Schulden, die er auf der Italienreise an verschiedenen Orten gemacht hatte, abbezahlen konnte. Man wird dem jungen Mann nicht absprechen können, daß er sein Geld redlich genutzt hatte.

Zur weiteren Perfektion seiner juristischen Kenntnisse ging er im August 1607 nach Speyer, um sich ein halbes Jahr am Reichskammergericht mit

dem Cameralprozeß, wie man damals die Verwaltungs- und Staatswissenschaften nannte, bekannt zu machen. Am 24. Februar 1608 ließ er sich als Advokat dort einschreiben und wurde von dem Präsidenten vereidigt. Aber nur 1¹/₂ Jahre sollte er am Reichskammergericht tätig sein, denn am 20. Oktober 1609 ernannte ihn, wie er voll Stolz schreibt, der Hochwohlgeborene Graf, Herr Graf Ludwig von Nassau-Saarbrücken und Saarwerden, Herr zu Lahr und Idstein, zum Rat. Bis zu seinem Tod sollte er ein halbes Jahrhundert lang seinen Landesherrn und seinem Vaterland in guten und noch mehr in bösen Tagen in Treue dienen²⁾).

Ein interessantes Schlaglicht auf die religiöse Toleranz des frommen Lutheraners Philipp Georg von Piesport gegenüber den Katholiken wirft folgende Begebenheit, über die er berichtet, Ende Oktober 1609 reiste der frischgebackene Rat auf Grund einer Einladung zur Einkleidung seiner Base Margareth aus dem Trierer katholischen Zweig seiner Familie zum Nonnenkloster Altenberg bei Wetzlar und wohnte dieser feierlichen kirchlichen Zeremonie bei. Seiner Base gab er mehrere Goldstücke als „Verehrung“.

Bald darauf hatte er Gelegenheit, seine höfischen Fähigkeiten bei der Hochzeit einer Schwester seines Landesherrn, Anna Ottilie mit Graf Wilhelm von Wittgenstein, in Weilburg unter Beweis zu stellen. Auf der Rückreise begegnete er in Gießen seinem alten italienischen Fechtmeister aus Padua, welcher dort an der neu aufgerichteten Universität in dieser Eigenschaft tätig war, und konnte die „alte Kundschaft“ erneuern.

Mit Genugtuung verzeichnet er im Jahre 1610, daß er erstmals beständiges Logis in seinem Hause aus der väterlichen Erbschaft in Saarbrücken am 29. Januar genommen habe. Der junge Kavalier Philipp Georg muß am Nassau-Saarbrückischen Hof damals schon wohl gelitten gewesen sein.

Denn im Juni 1611 bereits wird er von seinem Landesherrn zum Hofmeister der Junggrafen Philipp (geboren 1597) und Johann (geboren 1603) ernannt. Schon zu diesem Zeitpunkt zeigt sich ein Charakterzug Philipps, den wir auch später immer wieder finden werden: Er ist alles andere als ehrgeizig. Als sein Landesherr ihm nämlich diese ehrenvolle Stelle anbietet, entschuldigt er sich und verweist auf seine Ratsstelle, die ihm viel Arbeit bereite. Jedoch bereits am 17. Januar 1612 weilt er mit den beiden Junggrafen für ein halbes Jahr zum Erlernen der französischen Sprache in Metz und begleitet sie dann im Herbst desselben Jahres auf ihrer Kavaliereise nach England, die sie im Gefolge des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, des späteren unglücklichen Winterkönigs, zu dessen Hochzeit mit Elisabeth Stuart in London unternehmen. Der sparsame und fromme Edelmann Philipp Georg stößt sich an der luxuriösen Kleidung des englischen Hofes und notiert: „Es ist der Pracht an Kleidung so gar Übermacht gewesen, daß man an Gottes Strafen deswegen nicht zweifeln dürfe. Und ob ich zwar auch dem Haufen mit diesen jungen Herren nachgemußt und ein ansehnliches draufgegangen, ist es doch vielen nicht genug gewesen. Hab dann bei solcher Kleidung darauf gesehen, daß, weil es ohnehin Winterszeit gewesen, alles auf die Dauer gerichtet würde, so daß die damalige Kleidung auch nach Graf Philipps Tod (1621) teils noch vorhanden und zu gebrauchen gewesen.“ Er besichtigte mit seinen beiden jungen Herren englische Herrenhäuser und die Universität Cambridge und ließ sie eine Zeitlang Fechtstunden nehmen. Am 14. Februar 1613 wurde die Hochzeit Friedrich V.

von der Pfalz mit Elisabeth Stuart auf Schloß Windsor mit großer Feierlichkeit gehalten und ein Ballett folgte auf das andere.

Auf Befehl des Landesherrn verließ er Anfang März 1613 England und reiste mit seinen Schützlingen nach Paris und von da allein über Chalons, Verdun, Metz nach Saarbrücken, wo er über alle Vorkommnisse seinem Landesherrn genauen Bericht erstattete. Die nächsten Jahre bis 1617 erschöpften sich in zahlreichen Dienstreisen zu befreundeten Fürstenhöfen, in Teilnahmen an adeligen Kindstaufen und Hochzeiten. Noch ist Philipp Georg von Piesport selbst unbeweibt. Da begegnet er anlässlich einer Dienstreise ins Hessische und bei Verhandlungen am 28. Juli 1617 in Vetzberg seiner zukünftigen Frau Margarete von Fleckenbüchel, genannt Bürgelen. Ein Vierteljahr später, am 23. Oktober, werden ihm zu seinen bisherigen Tätigkeiten noch die Kammersachen übertragen. Aufseufzend schreibt er: „Hat keine Entschuldigung helfen wollen, mich mit den Kammersachen zu verschonen, weil ich ohnehin der Lasten genug gehabt. Dagegen angedeutet, es trüge mein gnädiger Herr zu mir besonderes Vertrauen. Es wäre die Bestallung und das Zumuten auf die Possibilität gerichtet.“

So konnte er 1618 heiraten. Er notiert: „Hab mich in Gottes Namen mit gehörigem Consens der Interessenten in den Ehestand begeben, weil mir das beständige Hofleben nicht zuschlagen wollte. Ist auf Begehren meines gnädigen Herrn Graf Ludwig von N.-S. die Hochzeit am 5. Januar 1618 im Schloß gehalten worden, die Zusammengabe oben im obersten großen Saal durch Herrn Philipp Landsiedel, Diakon zu Saarbrücken, die Hochzeitspredigt aber tags darauf durch den Superintendenten in der Schloßkapelle. Verleihe der Allmächtige als ein Stifter des Ehestandes, daß es zuvorderst zu seiner Ehre und dann zu beiderseits Interessenten zeitlich und ewig Wohlfahrt gereichen möge.“

Leider sollte Philipp Georgs Hoffnung auf eine etwas „bessere Ruhe“ im Hafen des Ehestandes nicht in Erfüllung gehen. Denn von außen her wirkten auf das junge Paar Verhältnisse ein, die sich bald als stärker erweisen sollten. Schon 1608 bzw. 1609 war es zur Bildung konfessioneller Bündnisse, zur protestantischen „Union“ und zur katholischen „Liga“ gekommen. Die Spannungen zwischen den beiden Konfessionen legten die Gefahr eines Krieges nahe, und schließlich fiel mit dem bekannten Prager Fenstersturz am 23. Mai 1618 der Funke ins Pulverfaß. Die protestantischen Stände Böhmens sahen sich nach Bundesgenossen um und fanden Hilfe bei den Glaubensgenossen der anderen Österreichischen Erblande und auch bei der protestantischen Union. Zwar hatte das Haus Nassau-Saarbrücken zunächst seine Neutralität erklärt, aber das Heranziehen der benachbarten Kurpfalz durch die Übertragung der böhmischen Königskrone an Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz im August 1619 mußte zwangsläufig auch die Grafschaften des Hauses Nassau-Saarbrücken in Mitleidenschaft ziehen. Und wir können die im Rückblick schwermütige Bemerkung Philipp Georgs wohl verstehen, wenn er schreibt: „Haben die unglückseligen, noch mehr betrübten Zeiten einen Anfang genommen, daß man dieselben in stetiger Unruhe und Gefahr hat zubringen müssen, welche dann sich dergestalt gemehrt, daß man dergleichen gefährlicher und mühseliger Verrichtung fast die meist Zeit, Tag und Nacht verblieben.“ Mit diesem unheilvollen Jahr 1618 war für Philipp Georg die unbeschwerte Zeit seines Lebens abgeschlos-

sen und der im November dieses Jahres erschienene „erschreckliche Komet“ am Himmel, den die damalige Zeit als Unglücks- und Kriegszeichen ansah, sollte künftighin weitgehend sein Leben bestimmen und auch das seines Vaterlandes. Auch mit persönlichem Unglück schloß dieses so hoffnungsvoll mit der Hochzeit begonnene Jahr 1618 für ihn ab. Am 27. Dezember gebar ihm seine Frau ein totes Kind. Noch heute ergreift es den Leser seiner Selbstbiographie, wie er sich als frommer Christ mit diesem schweren Schicksalsschlag und dem Umstand auseinandersetzt, daß dieses Kind ungetauft noch vor der Geburt „ins himmlische Reich versetzt worden“. Er glaubt sich vom Verdacht wissentlichen Versäumnisses oder Fahrlässigkeit der Eltern frei und meint, daß der göttliche Ratschluß, ein Kind noch vor der Taufe zu sich zu nehmen, in der Hoffnung ertragen werden müsse, daß bei Gott keines auch der Kleinen verloren gehe. Es ist bezeichnend für die gute Atmosphäre und das Zusammengehörigkeitsgefühl des Nassau-Saarbrückischen Hofes, daß die beiden Fürstinnen und andere Hofdamen bei der unglücklichen Wöchnerin weilten, ebenso Philipp Georgs Stiefmutter. Am 11. Februar 1619 wurde Philipp Georg von Piesport von seinem Landesherrn mit dem Fischbornischen Lehen belehnt. Wir finden ihn häufig unterwegs auf Dienstreisen nach Metz, nach Wiesbaden und Marburg und bei den Rechnungslegungen der unteren Finanzbehörden des Landes. Für seine Ehefrau mag es ein Trost gewesen sein, von ihrer Landesherrin als Stellvertreterin einer erkrankten Hofdame zur Frankfurter Messe mitgenommen zu werden. Im Mai berichtete Philipp Georg über kriegereische Streitereien von Metz aus. Noch aber blieb das Land von der Kriegesfurie verschont, denn es gelang durch Verhandlungen, diese Gefährdungen beizulegen. Am 11. Dezember 1619, man spürt förmlich sein Aufatmen, notiert Philipp Georg: „Hat der Allmächtige meine Hausfrau in Gnaden entbunden und uns mit einer Tochter väterlich gesegnet. Sie wurde 5 Tage später in der evangelischen Pfarrkirche zu Saarbrücken Anna Juliane getauft.“ Patinnen waren die Landesherrin und andere Adlige.

Das Jahr 1620 sollte das Saarland zum erstenmal mit den Schwierigkeiten, die durchziehende Armeen verursachen, ob sie nun feindlich sind oder nicht, in Berührung bringen. Die Spanier griffen unter ihrem Feldherrn Spinola die Rheinpfalz an, und auch die burgundische Armee zog durch Teile der Grafschaften, insbesondere das Nassauische Land. Schon damals war die im wörtlichsten Sinne passive Rolle des kleinen Staatsgebildes Nassau-Saarbrücken zu erkennen, die es im Laufe des Dreißigjährigen Krieges im Ringen der Großmächte spielen sollte. Noch waren allerdings gewisse Vorräte vorhanden, noch konnten sich die Städte mit einem gewissen Erfolg bemühen, durch Schließung ihrer Stadttore und Besetzung der Mauern ihre Bürger wenigstens vor Plünderungen von Marodeuren zu schützen. Am 21. August 1621 erlebte Philipp Georg die Freude der Geburt des ersten Stammhalters. Es ist charakteristisch für die landesväterliche Huld, daß Graf Ludwig zu Nassau-Saarbrücken Pate des kleinen Ludwig war und ebenso der höchste Beamte des Staates, Oberamtmann Johann Niklaus von Hagen.

Lakonisch vermerkt Philipp Georg: „Hat doch dieses Jahr verschiedene Durchzüge von Kriegsvölkern gegeben im Land Nassau-Saarbrücken wie auch anderswo.“ Kritisch wurde die Lage des kleinen Staates und seiner Bevölkerung jedoch erst 1622. Zwar hatte Graf Ludwig am 1. Januar 1622

einen allgemeinen Buß- und Betttag für seine Untertanen angeordnet, aber am 25. Juli 1622 erschien, geführt von General Cordona und anderen, eine spanisch-burgundische Armee vor den Toren der Stadt Saarbrücken, um die Armee der protestantischen Union unter dem Grafen von Mansfeld zu verfolgen und zu vernichten. Es ist bezeichnend, wie rücksichtslos auch Armeen von Verbündeten die Bevölkerung behandelten. Meldet doch Philipp Georg, daß auch die Mansfeldische Armee im Westrich übel allenthalben mit Raub und Brand hauste. Das protestantische Städtchen Neuweiler im Unterelsaß, wo Philipp Georgs Stiefmutter lebte, wurde von Mansfelds Truppen völlig ausgeplündert und sie selber so tödlich erschreckt, daß sie einen Monat später völlig mittellos dort starb. Nicht besser natürlich hausten die spanischen Truppen und die Armee des Grafen Tilly.

Mitten in diesen Heimsuchungen starb am 4. August 1622 der höchste Beamte des kleinen Staates, Oberamtmann Johann Niklaus von Hagen.

Schon damals mußte Philipp Georg notgedrungen den Großteil der Geschäfte des Verstorbenen wahrnehmen. Wie er selber vermerkt, „daß der mehrer Teil meinen sehr schwachen Schultern zugefallen. Dabei aber der getrösteten Hoffnung gelebt, würde durch gehörige Ersetzung solcher Stelle wiederum etwas Erleichterung erfolgen. Ich habe aber gegen alles Wünschen und Denken erfahren müssen, daß hochgedachte meine gnädige Herrschaft solche Last noch zu allem anderen mir aufzuerlegen vor etlicher Zeit bereits bedacht gewesen“. Am 18. März 1623 ließ der Landesherr, Graf Ludwig, durch seinen Sohn Wilhelm-Ludwig Philipp Georg von Piesport die Oberamtmannsstelle antragen. Wieder wie bei den früheren Beförderungen, sträubte sich Philipp Georg gegen die Übertragung dieses neuen Amtes.

Allerdings haben wir dafür bei den turbulenten Verhältnissen der damaligen Zeit im Lande, wo nicht die Beamten sondern die ausländischen Kriegsleute zu bestimmen hatten, Verständnis, wenn er sagt: „Worauf ich mich neben ganz untertänigster Danksagung des gnädigsten Vertrauens nicht allein zum höchsten entschuldigt, mein Unvermögen eingewendet und gebeten, eine andere Person damit zu bedenken.“ Aber auch die Versicherung, daß er dem ernannten neuen Oberamtmann diese schwere Last nach Vermögen mittragen helfen wollte, konnte den Landesherrn nicht davon abbringen, schließlich doch im Jahre 1624 ihm dieses schwere Amt aufzulasten. Welche Mühe und Gefahr mit diesem Amt bei den „immer mehr zunehmenden erbärmlichen Zeiten“ damit verbunden war, „bleibt demjenigen unverborgen“, wie Philipp Georg bemerkt, „der in diesen Beschwerlichkeiten mitbegriffen gewesen und dieselben mit betrübten Augen selbst hat sehen und erfahren müssen. Es hat niemals bei dem gräflichen Hause an häufigen, bei den unglückseligen Zeiten zugewachsenen Ungelegenheiten gemangelt“.

Inzwischen war Philipp Georg am 16. Juli 1623 abermals ein Sohn geboren worden, der den Taufnamen Johann Philipp erhielt. Monatelang hauste die Armee des Herzogs von Sachsen-Anhalt in den Orten und Städten des Landes. Gegenüber diesen, für den neuen Oberamtmann unlösbaren Problemen der Kriegslasten mutet das Aufbegehren der Mönche im Prämonstratenserkloster Wadgassen gegen Abt und Prior als eine „quantité négligeable“ an. Als der Abt Philipp Georg um Schutz bat, konnte letzterer mit

etlichen Musketieren die vier Rädelsführer festnehmen und die Ordnung wiederherstellen. Vielleicht erinnerte er sich bei dieser Hilfeleistung an die Gastfreundschaft, die dieses Kloster ihm in seinen ersten Lebensmonaten gewährt hatte. – Auch im Jahre 1624 und 1625 blieben die Regimenter von Sachsen-Lauenburg, Nassau, Kratz, Arozzi, Kurtenbach, Schmidt 10 Monate lang in den Quartieren des Landes und verursachten Schäden, die allein für das Amt Ottweiler innerhalb von 14 Wochen im Jahre 1625 rund 30 000 Gulden betrogen. Zwar beschwerte sich Graf Ludwig wegen der Bedrückung durch diese kaiserlichen Kriegsvölker in Wien und erhielt auch tatsächlich am 12. August 1626 einen kaiserlichen Schutzbrief für seine Lande. Wie wenig dieser Schutzbrief in den rauen Kriegszeiten aber bewirkte, dürfte leicht vorstellbar sein. Zu allem Überfluß wurde im August 1626 noch die Pest eingeschleppt, so daß am 14. August sich der Hof nach Neunkirchen und Philipp Georg sich nach Philippsborn begeben mußten. Es zeugt für den Optimismus Philipp Georgs, wenn er in diesen turbulenten Zeiten sich 1625 noch zum Kauf der Wolfsmühle bei Schiffweiler für 800 Reichstaler entschloß. 1625 und 1626 wurden ihm zwei Töchter geboren, wovon die ältere bereits nach einem Monat wieder verstarb. 1627 erwarb er den gräflichen Besitz in Düblingen, Büdingen und Losheim, so daß er darüber hinaus noch folgende Besitzungen sein Eigen nennen konnte: Das Burghaus Bucherbach im Köllertal, ein Haus zu Echternach, einen Hof zu Senheim und Weinrenten zu Lieser an der Mosel, die Wolfsmühle bei Schiffweiler. Allerdings waren diese Besitzungen damals bereits durch die Kriegszeiten stark heruntergekommen und boten verhältnismäßig wenig Einnahmen.

Am 18. November 1627 „entschlieff der Landesherr, Graf Ludwig, sanft im Herrn“, nachdem er nun, wie Piesport bemerkt, etliche Jahr des Kriegswesens halber das Äußerste ausgestanden und besonders die letzte Zeit von den Kratzischen Kriegsvölkern erbärmlich verfolgt wurde und die Seinen in großer Unruhe hinterlassen“. 1628 im August brach erneut eine Seuche aus, so daß der Hofstaat eilfertig verlegt werden mußte. Auch Philipp Georg von Piesport mußte sich am 8. August mit zwei todkranken Kindern nach Ottweiler begeben. Er schreibt „Daselbst den folgenden Tag meines Sohnes Ludwigs Ende erwartet. Doch der Allmächtige denselbigen in Gnaden erhalten. Er schickte es noch ferner zu seiner Ehre und des Kindes Seligkeit.“

Nicht ohne Erschütterung verspürt man den trotz aller Heimsuchungen festen Glauben Philipp Georgs. Als Folge der mit den Einquartierungen und Durchzügen der Kriegsvölker verbundenen Beraubungen der Bevölkerung brach jegliche Ernährung damals völlig zusammen. Hunger und Elend herrschten zunächst auf dem Land und ergriffen auch in kurzer Zeit die wenigen festen Städte. Auch der neue Landesherr, Graf Wilhelm Ludwig, konnte beim besten Willen nicht helfen. Denn die Kassen und Vorräte waren erschöpft, die Früchte auf den herrschaftlichen Höfen geplündert oder verbrannt, die Herden abgetrieben, wie Albert Ruppertsberg in seiner Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken (S. 193) betont.

Bei der allgemeinen Misere erscheint es verwunderlich, daß gerade damals, 1628, die Söhne des verstorbenen Grafen sich um die väterliche Erbschaft auseinandersetzten. Aber es kam immerhin zu einem brüderlichen Vergleich und zu keinem Streit. Unter Anwesenheit des Oberamtmannes und anderer unterzeichneten am 29. Januar 1629 die vier Söhne den Teilungs-

vertrag. Graf Wilhelm Ludwig erhielt Amt und Stadt Saarbrücken, die Vogtei Herbitzheim, das Amt Ottweiler und die Gemeinschaft Wellingen; Graf Johannes die Herrschaften Idstein, Wiesbaden; Graf Ernst Kasimir die Herrschaften Weilburg, Gleiberg und Mehrenberg; Graf Otto die Herrschaften Kirchheim, Usingen und Neuweilnau. Gemeinschaftlich wurden verwaltet die Grafschaft Saarwerden, die Herrschaften Lahr, Malberg, Blieskastel, ferner die Klöster Rosenthal und Rodenkirchen und schließlich Homburg.

Noch hofften der Landesherr und seine Bevölkerung nach 10 Jahren Krieg auf einen baldigen Frieden. Hätte er sonst seine beiden Neffen, deren Vormund er war, im November 1628 zu einer Kavaliereise nach Frankreich und anderen Ländern geschickt? Aber dieser Hoffnung folgte im Jahre 1629 ein „sehr harter Donnerschlag“, wie Philipp Georg bitter bemerkt. Hatte doch der siegreiche Kaiser Ferdinand II. am 6. März 1629 ein Restitutionsedikt erlassen, wonach den protestantischen Ständen die Rückgabe aller früher vereinnahmten geistlichen Güter auferlegt war. Hinzu kam noch, daß die Grafschaft Saarwerden von Lothringen beansprucht wurde. Das verarmte Haus Nassau-Saarbrücken schien vom Untergang bedroht. In diesem gefährlichen Augenblick begab sich Philipp Georg von Piesport zum Reichstag von Regensburg und bemühte sich beim Kaiser und den Ständen um eine Änderung dieser verderblichen Maßnahmen. Es mutet wie ein böses Omen für den Ausgang des Dreißigjährigen Krieges an, wenn der Biograph berichtet: „Bei Belehnung des Kurfürsten von Mainz und Regensburg durch den Kaiser hat sich bei währendem Akt die eine Wand gespalten oder einen Riß bekommen, wie ich da nicht weit selbst davon gestanden.“

Auch wenn der Berichtstatter es nicht eigens vermerkt, wird man doch wohl annehmen können, daß er sich bei diesem Vorfall an ein biblisches Beispiel erinnerte. Es war klar, daß bei diesem Stand der militärischen Lage der Kaiser und die katholische Liga wenig Anlaß zum Nachgeben fanden.

In diesem Augenblick kam den schwer geschlagenen protestantischen Ständen der schwedische König Gustav Adolf zu Hilfe und zeigte sich Frankreich interessiert, besonders den ihm benachbarten evangelischen Kleinstaaten, also vor allem dem Haus Nassau-Saarbrücken, politische Hilfe angedeihen zu lassen und damit an Einfluß zu gewinnen. Insbesondere veränderte der stürmische Vormarsch des Königs von Schweden durch große Teile Deutschlands die Lage von Grund aus. Trotzdem begrüßt Philipp Georg von Piesport diese Änderung nicht mit Jubel, sondern eher mit Sorge. Er weist hin auf die Unruhen in Lothringen, die dem König von Frankreich Anlaß zur Besetzung gaben, auf die französische Protektion für das Erzstift Trier und dann auf die Ankunft des Königs von Schweden, Gustav Adolf, zu Mainz und von dessen Generälen zu Saarbrücken, auf die Durchzüge ganzer Armeen durch das Land und beteuert, daß das Haus Nassau-Saarbrücken „äußerst dahin beflissen sei, daß nächst der Ehre Gottes des Römischen Reiches Interesse in gehörige Acht genommen worden und dem sich durch keine an die Hand gegebene vorteilhafte oder auch bedrohende Consideration abwendig machen lassen wollen, wie man dann dessen genugsam Zeugnis haben kann.“ In diesem Jahre klagt er, der treue Diener seines Herrn, zum ersten Mal über rückständige Besoldung: „Wie

beschwerlich nun bei solcher beharrlichen, grundverderblichen Unruhe der Herrschaft die Unterhaltung gefallen, ist leichtlich zu erachten. Weil die Besoldung schwerlich gefolgt, ist es endlich dazu gekommen, daß ich das Meinige habe angreifen müssen, teils zu meiner Unterhaltung, teils auch, um das zerfallene Haus Bucherbach instand zu bringen, für den Fall, wie es etwa der liebe Gott mit mir schicken möchte, den Meinigen etwas Aufenthalt zu verschaffen.“ – Hierzu verwendete er Haus und Güter zu Echternach, den Hof zu Senheim an der Mosel wie auch den Anteil am Dorf Döblingen.

Immer wieder berichtet er von fieberhafter diplomatischer Tätigkeit bei den anderen evangelischen Reichsständen, insbesondere bei dem Landgrafen von Hessen. Seine Sorge, daß französische Hilfe einen Einmarsch in sein Land bedeuten würde, erwies sich als nur zu berechtigt. Am 18. Mai rückte unter dem Marschall De la Force eine ganze französische Armee in die Grafschaft Saarbrücken ein und ließ sich häuslich nieder. Man braucht keine große Fantasie, um sich vorzustellen, was dies für das bereits mehr als ausgeplünderte Land bedeutete. Die Möglichkeiten, dagegen zu wirken, beschränkten sich lediglich auf Verhandlungen mit den Militärs. So berichtet von Piesport 1633, daß er am 16. Dezember mit Marschall De la Force zu St. Avold wegen allerhand Insolentien des französischen Kriegsvolks Verhandlungen führte.

Die schwerste Prüfung jedoch wurde dem Nassau-Saarbrückischen Haus und seinem höchsten Beamten im Jahr 1635 beschert. Die Niederlage der evangelischen Armee unter der Führung Bernhards von Weimar durch die kaiserlichen Truppen bei Nördlingen brachte einen völligen Umschwung der politischen und militärischen Lage für Süd- und Westdeutschland. Die Mehrzahl der protestantischen Fürsten fiel von der Union ab, und nur Herzog Bernhard von Weimar, der Landgraf von Hessen und die Grafen von Nassau-Saarbrücken traten dem Prager Frieden nicht bei und wurden von der kaiserlichen Amnestie ausgeschlossen. Gleichzeitig trat Frankreich, um den Kaiser nicht zu mächtig werden zu lassen, offen in den Krieg ein.

Der kaiserliche General Gallas drang auf der Verfolgung Herzog Bernhards und seiner Begleiter, der Grafen Wilhelm Ludwig und des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, in das Saarland ein und eroberte Saarbrücken. Bereits am 10. Juni des Jahres 1635 hatte Graf Wilhelm Ludwig seinem Oberamtmann Philipp Georg von Piesport den Befehl gegeben, alles Vieh von seinen Höfen zum Schlachten oder zum Verkauf nach Straßburg treiben zu lassen. Die kriegerischen Ereignisse kamen jedoch dieser Maßnahme Anfang Juli in die Quere. Der ganze Nassau-Saarbrückische Hof mußte sein Heil in einer recht überstürzten Flucht nach Westen suchen, ebenso auch ihr höchster Beamter, Philipp Georg mit seiner ganzen großen Familie, die damals neben seiner Frau drei Söhne und vier Töchter zählte. Sie fanden auf die landesherrliche Bitte hin Zuflucht in Metz mit Einwilligung des Königs von Frankreich. Graf Wilhelm Ludwig sollte lebend sein Fürstentum nicht mehr wiedersehen.

Nur wenig konnte mitgenommen werden. Fast alle Mobilien an Kleidung, Tuchwerk, Bettzeug und Hausrat sowie alles Vieh mußten zurückgelassen werden und gingen bald darauf verloren. Was an Silber und Gold mitgenommen werden konnte, mußte bei der Größe des Hausstandes – nämlich

13 Personen, wie von Piesport von sich berichtet — „bei gänzlichem Mangel aller anderen Mittel, bald verwendet und neben unerschwinglicher Schuldenlast bis an die 900 Reichstaler zur Zeit des Metzger Exils“ verzehrt werden.

Nicht sehr viel besser erging es seinem Landesherrn und dessen Angehörigen. Auch sie hatten bald Mangel am Notwendigsten zu leiden. Hinzu kam noch, daß Graf Wilhelm Ludwig dem Prager Frieden im gleichen Jahr nicht beigetreten war, sich in Reichsacht befand und seines Landes verlustig war.

Um der äußersten Not Abhilfe zu schaffen, begab sich der getreue Eckehard des gräflichen Hauses, Philipp Georg von Piesport, mit der Gräfin Magdalena im Oktober 1638 nach Mainz zum Kurfürsten, dem ersten des Kurfürstenkollegs und des Römischen Reiches Erzkanzler. Es gelang ihm, wie er schreibt, „daß viel Gedanken, auch ferner hochschädliche Vorhaben gegen das Haus Nassau-Saarbrücken sind geändert worden und unterblieben.“

Von Mainz reiste er nach Frankfurt weiter, um neue Mittel zum Unterhalt für sein Fürstenhaus zu leihen. Das Ergebnis jedoch war, obwohl er alles, was ihm selbst noch an Vermögen geblieben war, versetzt und verpfändet hatte, „Verspielung der Zeit“. Auch sein Versuch, beim Landgrafen Georg von Hessen zu Marburg Hilfe zu erlangen, brachte ihm lange nicht mehr als nutzlose Vertröstungen und Versicherung der „höchsten Affektion“ für das traurige Schicksal seiner emigrierten Herrschaft ein. Aber Philipp Georg gab nicht auf. Am 26. Juni 1639 weilte er erneut beim Kurfürsten von Mainz, um von diesem eine Fürsprache beim kaiserlichen Hof zu Gunsten einer Rückgabe der Länder an das gräfliche Haus Nassau-Saarbrücken zu erlangen. Philipp Georg hätte damals wegen Mittellosigkeit auf ein weiteres Verbleiben in Mainz verzichten müssen, wenn ihm nicht der Kurfürst in einer noblen Geste einen Platz an seiner Tafel gegeben hätte.

Das unruhige und dürftige Leben scheint schon damals seine Gesundheit untergraben zu haben. Jedenfalls mußte er sich wegen Leibsbeschwerden zum Sauerbrunnen in Bad Schwalbach begeben und dafür neues Geld leihen. Der kaiserliche Hof in Wien aber ließ sich Zeit. Noch 1640 wurde Philipp Georg von Piesport, der wieder in Frankfurt weilte, zwar von „allerhand Discours in favorem des Hauses Nassau“ berichtet, aber eine Entscheidung blieb aus. So mußte Graf Wilhelm Ludwig am 22. August 1640 im Exil, in Armut und fern von Land und Untertanen sein Leben beschließen. In traurigster Lage blieb seine Witwe Anna Amalie in Metz zurück. Sie entschloß sich bald darauf, weil weitere Mittel für einen Aufenthalt kaum zu erlangen waren, zu einer Rückkehr nach Ottweiler und erteilte ihrem getreuen Oberamtman von Piesport den Auftrag, die Rückreise vorzubereiten. Es sollte allerdings mehr als ein halbes Jahr dauern, ehe am 4. September 1641 unter fast unglaublichen Beschwerden der Hof auf 4 Schiffen von Metz moselabwärts in Trier mit der Leiche des verstorbenen Landesherrn eintraf und Ottweiler mangels an Fahrzeugen erst am 11. September erreichte. Das wie die meisten Häuser des Städtchens zerstörte gräfliche Haus mußte erst wieder bewohnbar gemacht werden. 1635 hatte dieses Städtlein noch ganze 10 gesunde und 7 kranke Bürgerfamilien gezählt²⁾.

Trotz äußerster Not stand Philipp Georg seiner Landesherrin auch jetzt treu zur Seite und wurde Vormund ihrer Kinder. Jahre bittersten Mangels folgten, und nur durch immer wieder erneute Beschaffung von Krediten

gelang es überhaupt, das Leben zu fristen, da die Einkünfte aus den ausgeplünderten Herrschaften fast völlig fehlten. Eine Begebenheit des Jahres 1642 mag der Generation, die die ersten Jahre nach 1945 erlebt hat, bezeichnend genug erscheinen. Am 5. August hatte des Oberamtmanns gleichnamiger Sohn bei seinem Paten in Frankfurt „Mangelware“ beschafft und wurde mit „einem großen Felleisen, das grobes und reines gekauftes Leinentuch, Stoff, Seide, Schuhe, Pantoffeln, Handschuhe und drei Paar Strümpfe“ enthielt, von Philipp Georg nach Ottweiler (zur Landesherrin?) geschickt. Wie groß in seinem eigenen Hause der Mangel an Kleidung war, beweist der Kauf von zwei „alten schwarzen Röcken“ aus der Verwandtschaft seiner Frau für Frau und Tochter. Der außerordentliche Mangel an Bargeld zeigt sich auch in Philipp Georgs Eintragungen dieser Jahre, wo er jeden Korb Brot und Eier vermerkt und seine Frau mit ganz geringen Mitteln haushalten mußte. Wie schlecht muß es erst der einfachen Bevölkerung ergangen sein, wenn sogar die landesherrliche Familie und der höchste Beamte solche Not litten?

Nicht immer ist die Not eine gute Lehrmeisterin, und nur allzu gern wird ein Sündenbock gesucht. Es muß Philipp Georg, den treuen Diener seiner Herrin, bitter getroffen haben, als ihn Graf Johann von Nassau-Saarbrücken, zu dem er nach Straßburg wegen einer Unterredung geschickt worden war, überhaupt nicht empfing. Einst war Johann Philipp Georgs Schüler gewesen, in besseren Tagen freilich, vor langen Jahren. Nun ließ er durch einen untergeordneten Amtsschaffner dem höchsten Beamten eine Anklageschrift überreichen, worin Philipp Georg eigenmächtiges Handeln als Gesandter und anderes vorgeworfen wurde. Philipp Georg verfaßte noch am folgenden Tag ein umfangreiches Rechtfertigungsschreiben und blieb weiter in der Huld seiner Landesherrin. – Bald darauf nahmen französische Truppen im Handstreich am 22. September 1644 St. Johann ein und zwangen die lothringische Garnison zum Abzug. Im November löste die Magalottische Armee in den Ämtern Saarbrücken und St. Wendel diese Truppen ab. Aber es scheint doch, daß in diesen Jahren langsam die verwüsteten Länder sich zu erholen begannen. Zum mindesten die Nahrung für die leibliche Notdurft war vorhanden, wie wir aus den Notizen Philipp Georgs schließen können. Nur an Bargeld litt er weiterhin bittersten Mangel. 1645 erhielt er 6 Reichstaler geschenkt von seiner Landesherrin, und auch in den folgenden Jahren, so z. B. 1648, im Jahr des ersehnten Friedensschlusses nach 30 Kriegsjahren, der auch die Rückgabe der Grafschaft Nassau-Saarbrücken an das angestammte Fürstenhaus brachte, bestand sein ganzes Jahresgehalt aus 10 Dukaten. 1651 traf Philipp Georg überdies noch eine schwere Erkrankung im November, so daß der 67jährige bei seiner Herrschaft ein Rücktrittsgesuch einreichte. Es wird begreiflicherweise mit dem Hinweis zurückgewiesen, daß es mit dem gräflichen Haus sehr beschwerlich stünde und der Todesfall seiner gnädigen Herrin täglich zu erwarten sei.

Zur äußersten Notdurft ließ ihm Graf Johann Ludwig 12 Dukaten zustellen. Kurz darauf, am 18. November 1651, verschied die Regentin Anna Amalie, und ihr Sohn Graf Johann Ludwig folgte ihr in der Herrschaft, bereits die dritte Generation des Hauses Nassau-Saarbrücken, der Philipp Georg diente. Leider setzten diesem mit zunehmendem Alter immer stärker „Leibschmerzen und Unpäßlichkeiten“, wie er es ausdrückt, zu. Im

Januar 1654 mußte er wegen Rotlauf das Bett hüten, und im August des gleichen Jahres notiert er, daß ihn „der Paroxysmus“, also Nervenkrämpfe, „in der Kanzlei angegriffen“ hätte. Im Monat darauf muß er den Verlust seines lieben alten Freundes und Gevatters Johann Leonhardt von Helmstätt, gewesenen Amtmannes zu Ottweiler und Hohenburg, beklagen, und am 30. April 1655 „hat der Allmächtige meine liebe Hausfrau“, wie er notiert (nach 37 Ehejahren) „zu sich in ein besseres Leben abgefordert“. Es wird einsam um ihn. Trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit unternimmt anfangs 1656 der 72jährige noch eine beschwerliche Reise nach Frankfurt zu einer Tagsatzung mit den fürstlich-württembergischen und zweibrückischen Räten, wegen Crieginger Besitzungen, die ihn ein halbes Jahr von den Bequemlichkeiten seines Hauses fernhält. Dort vollendete er seine Selbstbiographie und ließ sie binden. Erst am 27. Juni war er wieder in Saarbrücken, „sehr schwächlich“, wie er schreibt, angelangt. Dort erreichte ihn wenig später die Trauernachricht, daß sein gleichnamiger Sohn fern der Heimat in La Chapelle gestorben und begraben worden sei. 1657 scheint Philipp Georg schon sehr leidend und ans Bett gefesselt gewesen zu sein. Nur eine kurze Notiz stammt noch von seiner Hand, die anderen Aufzeichnungen zeigen kindliche Züge. Fieber, Husten und Erbrechen plagten ihn, und am 24. Februar läßt der Schwerkranke aufzeichnen: „Meine gnädigen Herren alle drei wiederum ins Quartier bei mir. Zuvor im Bett Abschied genommen.“ Der Tod jedoch erlöste ihn erst am 21. Januar 1660 von seinem langen schweren Leiden. — In der Kirche von St. Arnual in Saarbrücken findet Philipp Georg von Piesport im Familiengrab die letzte Ruhestätte.

Kein Grabstein, kein Epitaph kündigt heute mehr von ihm, kein Bild ist mehr von ihm erhalten. Und doch hat er sich mit seiner Selbstbiographie ein Denkmal gesetzt, das ihn zeigt als einen Mann, groß an Körper und Geist, von unbeugsamem Gottvertrauen und tiefer Frömmigkeit, tolerant gegenüber den Katholiken, bescheiden und sparsam, strebsam nach Wissen in den glücklicheren Tagen seiner Jugend und auch in Notzeiten Förderer der Gelehrsamkeit; umsichtig und zäh im Verhandeln, geduldig im Ertragen von 30 schweren Kriegsjahren, vor allem aber treu, wie er es 1609 seinem damaligen Landesherrn gelobt hatte, treu in den guten Jahren und in den Jahren des Elends drei Landesherrn und einer Regentin, ein halbes Jahrhundert lang bis zum Ende seines Lebens.

Anmerkungen:

- 1) Über die Familie von Piesport vgl. die Genealogische Sammlung Strasser (alphabetisch nach Familiennamen unter v. Piesport im Stadtarchiv Trier.
- 2) Über die Zeitverhältnisse von 1584–1660 vgl. Albert Ruppertsberg, Geschichte des Saargebietes. Saarbrücken 1923, S. 107–137.

DIE SCHINKELKIRCHE ZU BISCHMISHEIM

Bischmisheim gehört nachweisbar zu den ältesten saarländischen Ortschaften; zweifellos war nach der Zeit der Völkerwanderung und der germanischen Landnahme das Dorf, das seinen Namen auf den 533 verstorbenen Reimser Bischof Remigius zurückführt, eine der ersten christlichen Zellen in unserer Heimat, deren Gründung auf die Reimser Missionstätigkeit zurückgeht. Im Verlauf der gegen Ende des 6. Jahrhunderts immer heftiger werdenden Kämpfe innerhalb des fränkischen Reiches erwarb sich dann der Reimser Bischof Egidius, wohl zur Abwehr der wachsenden Aktivität, die das dem Saarraum näher gelegene Metz entfaltete, vom Frankenkönig Childebert, zu dem Egidius nachweislich gute Beziehungen hatte, eine Urkunde, mit der die älteren Reimser Rechte und Besitzungen an der mittleren Saar gewahrt werden sollten¹⁾. Noch Jahrhunderte, bis ins ausgehende Mittelalter, unterstand Bischmisheim indirekt der Reimser Kirchenzentrale. Aus dieser Zeit, „dem frühesten Mittelalter“, soll die 1822 abgebrochene Bischmisheimer Kirche gewesen sein. Der Saarbrücker Rektor A. H. Jungk beschreibt diese Kirche nach dem von Stengel 1772 angefertigten Besichtigungsprotokoll, das sich im Band 49 der während des 2. Weltkrieges verbrannten Stiftsarchivalien befand. Nach diesem Bericht war die Kirche „sehr klein und hatte 5 Fenster, jedes 4 Schuh hoch und 2 breit mit eckigen kleinen Scheiben und Traillen“. Der Altar aus einfachen Mauersteinen war mit einer Platte aus Tannenholz abgedeckt. Eine Orgel befand sich nicht in der Kirche, und auch die Uhr war erst 1761 am Kirchturm angebracht worden. Nach der Flurkarte, Tractus 1, die anlässlich der Neuvermessung des Bischmisheimer Bannes 1760 von dem Geometer Meurer angefertigt worden ist, hatte diese alte Bischmisheimer Kirche, von der weder eine Skizze noch ein Bild vorhanden ist, einen rechteckigen Grundriß von annähernd 16 m auf 8 m. Der Turm war genau in der Mitte der westlichen Außenmauer an die Kirche angebaut; er hatte einen quadratischen Grundriß bei einer Seitenlänge von etwa 4 m und muß verhältnismäßig niedrig gewesen sein.

Durch die Wirren der Französischen Revolution hatten Kirche und Pfarrhaus in Bischmisheim sehr gelitten. Der damals in Bischmisheim amtierende Pfarrer Johann Daniel Ludwig Theodor Wagner²⁾ widersetzte sich wahrscheinlich außerordentlich energisch der Wegführung der Bischmisheimer Glocke durch die Franzosen Ende 1793 und zog damit den Zorn der Soldaten auf sich, die damals das ganze Pfarrhaus durchwühlten, dabei u. a. aus dem in Gebrauch befindlichen Kirchenbuch zahlreiche Blätter herausrissen und dem Pfarrer Wagner das weitere Arbeiten und Verbleiben in Bischmisheim unmöglich machten. Fast zwei Jahre mußte sich Wagner in seinem Geburtsort Erbach im Odenwald als Flüchtling bei Verwandten aufhalten, bevor er wieder nach Bischmisheim zurückkehren konnte.

In den folgenden ununterbrochenen Kriegsjahren verfällt die Kirche immer mehr, so daß sie 1813 schließlich durch eine polizeiliche Verordnung geschlossen werden muß. Darauf plant die Gemeinde einen Neubau und beauftragt den St. Johanner Baumeister Wolff mit der Anfertigung eines Risses.

Als Wolff den Plan für die neue Kirche vorlegt, richtet man ein Gesuch um Beihilfe zum Kirchbau an die damalige französische Verwaltung, das der Unterpräfekt des Kreises Saarbrücken am 8. Dezember 1813 abschlägig beantwortet. So muß man sich ein letztes Mal mit einer Reparatur der alten Kirche zufrieden geben. Aber schon 1818 wird die Neubaufgabe wieder akut³⁾: Unter dem 7. Januar 1818 ergeht an den königlichen Landrat Dern zu Saarbrücken eine

„Gehorsamste Vorstellung des Pfarrers, Bürgermeisters und Schöffenrathes von Bischmisheim, die Erbauung einer neuen Kirche betreffend:

Ew. Hochwohlgeboren ist selbst und genau bekannt, in welchem schlechtem und baufälligen Zustand unsere Kirche schon seit langer Zeit sich befindet, daß bei einem Fest oder einer sonstigen starken Versammlung die Gemeinde die größte Gefahr wegen Einsturz zu befürchten indem sie auch überhaupt zu wenig Raum hat, die so große Anzahl Einwohner von Bischmisheim zu fassen.

Wir waren schon längst der Meinung, uns eine neue und geräumigere Kirche zu erbauen und haben zu diesem Endzweck durch den Baumeister Wolff von St. Johann einen Riß entwerfen lassen, allein durch die in letzten traurigen Kriegen stattgehabten zerrütteten Zufälle und Umstände sind wir bis hieher von unserem Vorhaben abgehalten worden, indem auch besonders die Einwohner zu mittellos waren, um hilfreiche Hand leisten zu können.

Wir finden uns demnach nothgedrungen, in gegenwärtiger Zeit, da wir so glücklich sind, der Ruhe und des Friedens theilhaftig zu seyn, so viel als möglich und an uns ist, dahin zu arbeiten, uns ein tüchtiges Gotteshaus, damit die christlichen Versammlungen in besserer Ordnung gehalten werden können, zu verschaffen, zu welchem Ende unser gehorsamstes Gesuch an Ew. Hochwohlgeboren ergeht, dem königlichen Bauinspektor Herrn Koewenig den Auftrag geneigtest erteilen zu wollen, sich in unsere Gemeinde zu begeben, um das Platz, wo die neue Kirche angelegt werden soll, in Augenschein zu nehmen, den vorbefindlichen Riß prüfen und denselben entweder genehmigen oder einen neuen entwerfen, wie auch das weitere mit uns mündlich abreden und den Kostenüberschlag machen zu können, indem wir gesonnen sind, noch im Laufe dieses Jahres wenigstens den Anfang der Erbauung zu machen.“

Doch die Angelegenheit kommt dadurch immer noch nicht in Fluß. Auch weitere Bemühungen der Bischmisheimer den Sommer über bleiben erfolglos, und Ende des Jahres beklagt sich die Gemeinde in einem an den Landrat Dern gerichteten Schreiben vom 3. Dezember 1818, daß bis jetzt dem Wunsch der Gemeinde nicht entsprochen worden sei. Der königliche Bauinspektor Koewenig schütze Arbeitsüberlastung vor; Herr Knipper sei zwar bereit, den Entwurf und den notwendigen Kostenanschlag zu liefern, aber erst nach 6 Wochen, auch verlange er eine nicht unbedeutende Bezahlung in Höhe von 6 Louisd'or dafür. Die Gemeinde schließt diesen Brief mit dem dringenden Appell: „Es ist keine Zeit mehr unnütz vorübergehen zu lassen, um den Grund zu dem neuen Kirchenbau zu legen, denn das hierzu nötige Holz muß sobald wie möglich gefällt und die übrigen Materialien könnten auch während des Winters beigebracht werden und da außerdem, wie Ew. Hochwohlgeboren versicherten, die Orgel, Gitter und andere Stühle, Emporbühne usw. in der reformierten Kirche von Saarbrücken fällig sind und für Bischmisheim

angeschafft werden können, so ist es höchst nötig, daß ohne Verzug der Plan zum Kirchbau gemacht werde, um zu erfahren, ob diese Gegenstände, so man solche anschafft, auch mit Vorteil benutzt werden können . . .“

Von seiten der Aufsichtsbehörde wird darauf angefragt, wo denn während des Kirchenneubaues der Gottesdienst gehalten werden solle. Die Gemeinde erläutert am 30. 4. 1819 ihre Ansicht wie folgt: „ . . . da das Dorf Bischmisheim nahe bei Saarbrücken, Fechingen, Güdigen und Arnual, wo evangelische Kirchen sind, liegt, so kann man während des Baues dieselben besuchen . . .“

Im Laufe des Jahres 1819 kommt auch eine Einigung zwischen der Gemeinde und dem Baumeister Johann Adam Knipper zustande, der einen der früheren Bischmisheimer Kirche ähnlichen Entwurf für einen Langhausbau anfertigt. Dieser Entwurf wird mit einem beigefügten Bericht des Landrats Dern am 20. Oktober 1820 an die Bezirksregierung in Trier mit der Bitte um Genehmigung eingereicht. Doch die Trierer Aufsichtsbehörde verlangt „geringfügige Abänderungen“:

1. „Der Turm muß, wie aus der Abänderung der Zeichnung zu ersehen ist, vor die Kirche gerückt und zu der Emporbühne am Eingang der Kirche müssen zwei bequeme Treppen von 4 Fuß Breite . . . angelegt werden. In den Turm führt eine besondere Treppe.
2. Das Dach erhält gerade Giebel.
3. Die Emporbühne für die Orgel erhält eine ovale Vorderseite, wie im Grundriß bemerkt worden, und erhält keine Sitze für die Gemeindeglieder, sondern dient bloß zur Aufstellung der Orgel, ihrer Bälge und des künftig etwa zu gründenden Sängerkhoes. Die Vorderansicht dieser Emporbühne muß aus einfachen Säulen von Holz bestehen, hinter welchen eine einfache Wand den Raum von der Kirche trennt, mit einer in die letzte führende Tür, die jedoch unbemerkt sein muß.
7. Endlich muß die Kirche 4 Fuß breiter werden.“

Bei dem erneuten Planen beschließen die Bischmisheimer nun, auch das Schulhaus, das vor der Kirche an der Straße steht, abzureißen, „ . . . welches wegen seines kleinen Raumes, denn gegenwärtig können die Schulkinder nur wechselweise unterrichtet werden, und wegen seiner Ungesundheit, indem es hinten sehr tief in der Erde steht und daher außerordentlich feucht ist; dafür soll das gleich neben dem Kirchplatz gelegene Bauerngehöft angekauft werden, da sich in ganz Bischmisheim kein Gebäude besser zu einem neuen Schulhause eignet, indem es dicht neben die neue Kirche zu stehen kommt und einen großen Stall hat, der mit leichter Mühe und geringen Kosten zu einer Schulstube umgebaut werden kann, welche Raum genug erhalten wird, um fast 200 Schüler (!) zu fassen . . .“

Bei solchem Pläneschmieden und nach den bisherigen Teilerfolgen wiegen sich die Bischmisheimer schon in der festen Hoffnung, im Laufe des kommenden Jahres 1821 die Kirche nach dem Plan Knippers erbauen zu können und machen alsbald konkrete Vorschläge zur Finanzierung. Da die Gemeinde arm ist, beschließt der Gemeinderat zunächst, vermehrte Holzeinschläge in den gemeindeeigenen Wäldern durchzuführen und den Erlös aus dem verkauften Holz zu dem Kirchbau zu verwenden. Landrat Dern ist der Ansicht, daß die dabei anfallenden Geldbeträge nicht in Bischmisheim aufbewahrt werden können und teilt dies den Gemeindevertretern mit: „Die Wohnungen

der Steuer- und Kommunaleinnehmer in den Landgemeinden sind gewöhnlich nicht von der Beschaffenheit, um bedeutende Geldsummen auf längere Zeit darin mit völliger Sicherheit aufbewahren zu können. Da demahlen in der dortigen Gemeindekasse zum projektierten Kirchenbau von Bischmisheim eine nicht unbeträchtliche Summe vorhanden ist, die erst mit dem Beginn des Baues verwendet werden kann, so habe ich beschlossen, dieselbe vorläufig in Verwahrung zu nehmen und beauftrage Sie, den Einnehmer hiervon zu benachrichtigen, damit er dieselbe bei mir deponieren könne, wodurch der Gemeinde keine besonderen Aufbewahrungskosten erwachsen.“

Weil das aus den Holzeinschlägen gewonnene Geld niemals ausreichen kann, bitten die Bischmisheimer in klarer Erkenntnis ihrer begrenzten Finanzkraft am 20. November 1820 die preußische Regierung um die Durchführung einer besonderen Kollekte in den evangelischen Gemeinden Preußens. Von Berlin wird diese Bitte abgelehnt und statt dessen eine königliche Geldspende in Höhe von 1500 Talern in Aussicht gestellt. Außerdem werden ein Gutachten über die Notwendigkeit des Kirchenneubaus sowie die Einreichung der Entwürfe zu dem beabsichtigten Projekt angefordert. Die von Baumeister Knipper nach den Trierer Wünschen abgeänderten Pläne leitet die Bezirksregierung von Trier am 26. Mai 1821 nach Berlin weiter. Auf drängende Anfragen aus Bischmisheim spricht die Trierer Aufsichtsbehörde den bauwilligen und immer ungeduldiger werdenden Dörflern gegenüber die Befürchtung aus, daß die Entscheidung aus Berlin „zu spät kommen wird, als daß in diesem Jahr der Bau noch beginnen könnte“.

Mit der Weiterleitung der Pläne nach Berlin sollte für die Bischmisheimer aber erst das eigentliche Drama des Kirchenneubaus beginnen. Nachdem die Bauern bis zum Jahresende keine Antwort auf ihr Gesuch bekommen haben, brechen sie Ende Februar 1822 kurzerhand die baufällige alte Kirche ab und beginnen mit der Fundamentierung zum Neubau nach den Plänen Knippers.

Da kommt Anfang März von Berlin die Nachricht, daß der eingereichte Plan Knippers verworfen ist und statt dessen ein Entwurf aus dem Büro des den Bischmisheimern damals natürlich völlig unbekanntem Karl Friedrich Schinkel ausgeführt werden soll. Der neue Plan ruft sogleich durch den ungewöhnlichen achteckigen Grundriß und durch „moderne“ klassizistische Stilmerkmale die Abneigung der Bauern hervor, die entschieden mehr von dem gediegenen Entwurf des Johann Adam Knipper halten⁴⁾. Auch der Hinweis der „Oberbaudeputation“ und des Saarbrücker Landrats Dern auf „das weit schönere achteckige Projekt“ kann die Bischmisheimer Bauern nicht beeindrucken: Sie weigern sich rundheraus, die notwendigen unbezahlten Eigenleistungen, die, wie üblich, für alle männlichen Dorfbewohner zur Verminderung der Baukosten vorgesehen sind, zu erfüllen. Auch der Pfarrer Wagner ist gegen den Schinkelschen Plan, vor allem deshalb, weil der Schinkelbau nach dem Vorschlag des Landrats Dern auf das Gelände des von Wagner bewirtschafteten Pfarrgartens zurückversetzt werden soll; in den Akten wird Wagner wiederholt als einer derjenigen bezeichnet, die gegen den Plan arbeiten und es wird ihm bedeutet, solches zu unterlassen. Landrat Dern berichtet nach dem Abbruch der alten Kirche der Trierer Bezirksregierung am 17. März 1822 Einzelheiten dieser Auseinandersetzung: „... Den niedrigen Turm ließ man noch stehen, bis er hindern wird, um die Glocken und die Uhr darauf noch benutzen zu können... Das alte Mauerwerk war schlecht, und alles verkrümelte sich und fiel in den Raum und mußte weggefahren werden.

Abb. 15

Das Holzwerk war alles so schlecht, daß jedermann behauptete, es könne zum neuen Kirchenbau nichts davon gebraucht werden . . . Kurz, es ist nun alles soweit, daß man den Neubau anfangs, wenigstens wie das verehrliche Rescript verfügt, einstweilen die Fundamente nach dem mitgetheilten Grundriß anlegen und herausmauern könnte, weil der eigentliche Plan, Riß und Anschlag noch nicht von Berlin zurück sind. Nach dem früheren Projekt und Riß, den der Baumeister Knipper gemacht hatte und wodurch eine gewöhnliche Kirche, in einem Oblongo, gebaut werden sollte, käme dieselbe wieder auf den alten Platz, nämlich den ehemaligen, zwischen den Häusern liegenden Kirchhof zu stehen; als aber das neue achteckige, weit schönere und zweckmäßigere Projekt der neu zu erbauenden Kirche ankam und ich den Bauplatz mit demselben verglich, fand ich, daß sehr wenig Platz zwischen der neuen Kirche und den nebenstehenden Häusern bliebe. Dadurch für das schöne Gebäude ein Mißstand und selbst Gefahr bei Ausbruch eines Feuers entstehen würde und kam auf den Gedanken: die neue Kirche zurückzusetzen, den Kirchhof vor derselben als freien Platz zu belassen, der mit geringen Kosten schön eingeebnet und mit einigen Bäumen besetzt, als Vorplatz der Kirche oder gemeiner Platz dienen könnte und eine Verschönerung des Ganzen abgäbe . . . Der Baumeister Knipper war nun völlig meiner Meinung und Bürgermeister und Schöffenrath nebst dem Herrn Pfarrer waren gegenwärtig, sahen alles ein und fanden es sehr schön, und nur der Herr Pfarrer hat seinen Garten sehr am Herzen liegen, wofür er aber ein Äquivalent erhalten sollte.

. . . Mittlerweile sind allerlei Anstiftungen von einigen Widerspenstigen gemacht worden und nachdem der Bürgermeister schon provisorisch, auf mein Verlangen, eine Abschätzung des Pfarrgartens hat machen lassen, überschickte mir derselbe anliegenden Bericht, wodurch man:

1. die neue Kirche auf den engen alten Platz gestellt haben will,
2. will keine Frohnden thun sondern alles für Geld getan und versteigert haben will.

Über den Bauplatz ad 1. wird königlich hochlöbliche Regierung entscheiden, wenn ich weiter unten das Pro und Contra werde gehorsamst auseinandergesetzt haben und bemerke nur, daß ich vermuten muß, daß hier der Herr Pfarrer Wagner, ein sonst ehrlicher, braver, aber sehr interessirter Mann unter der Hand ein wenig dagegen gearbeitet hat.

Was den zweiten Punkt betrifft, so . . . sind alle Berechnungen ihrer Gelder immer darauf gestellt worden, daß Fuhr- und Handdienste nichts kosten sollen, und wenn sie diese nicht leisten wollen, würden sie bei weitem nicht genug Geld haben und sehr viel tiefer in die Säckel greifen müssen . . .“

Trier antwortet daraufhin: „ . . . daß wir es sehr auffallend finden, daß der Herr Pfarrer Wagner sich nicht längst von der Notwendigkeit überzeugt hat, die Kirche zurückzusetzen. Die für diese Zurücksetzung sprechenden Gründe sind so einleuchtend und wichtig, daß wir sie unwiderruflich verordnet haben und wir erwarten von dem p. Wagner mit Zuversicht, daß er nunmehr alles anwenden werde, um die aufgeregte Gemeinde mit unserer Verfügung zu frieden zu stellen.“

Erst als den Bischmisheimern auf die eindringlichen Vorstellungen Derns, der sich um die Annahme des Berliner Entwurfs besonders verdient gemacht hat, klar wird, daß der gewünschte Kirchenneubau ohne Einwilligung der

Regierung und das in Aussicht gestellte königliche Geldgeschenk nicht durchgeführt werden kann, geben sie ihren Widerstand allmählich auf und akzeptieren in großer Verärgerung den Schinkelplan. Am 2. Dezember 1822 wird der Grundriß der neuen Kirche mit dem Kostenanschlag in der landrätlichen Kanzlei in Saarbrücken zur allgemeinen Versteigerung der Arbeiten aufgelegt⁶⁾. Der Kostenanschlag beläuft sich zunächst auf 8 021 Taler, 21 Groschen und 4 Pfennig, darunter ist das Holz aus den Wäldern mit 522 Taler, 14 Groschen, und die Fuhr- und Spanndienste, die die Gemeinde leisten soll, mit 839 Taler, 5 Groschen und 2 Pfennig angesetzt, so daß die Barausgaben der Gemeinde sich auf rund 6 600 Taler belaufen sollen und ein Bauunternehmer nun gesucht werden muß, der die Kirche zu diesem Preis zu bauen bereit ist. Bei der Versteigerung der Arbeiten am 30. Dezember 1822, vormittags 10 Uhr auf dem Landratsamt in Saarbrücken findet sich jedoch kein Unternehmer, der die Arbeiten für die ausgeschriebene Summe ausführen will. Dern meldet dies nach Trier, worauf die Bezirksregierung entscheidet: „Da nach Ihrem Bericht vom 3. d. M. niemand die Erbauung der evangelischen Kirche zu Bischmisheim für die veranschlagte Summe . . . übernehmen will und die Forderung des dasigen Baumeisters Knipper von 7 000 rtl. die geringste gewesen ist, ungeachtet der Versteigerung zu mehreren Malen gehörig bekannt gemacht worden; da ferner gar keine Aussicht da ist, daß ein neuer Versteigerungsversuch einen günstigeren Erfolg haben werde, und keine Zeit verloren werden darf, weil der Bau gleich im Frühjahr beginnen muß, da überdem der fragliche Bau wegen seiner Eigenthümlichkeit nicht von jedem Werkmeister gehörig ausgeführt werden kann, der p. Knipper als ein geschickter, rechtlicher und zuverlässiger Baumeister sich bisher erwiesen hat, und auch die betreffende Gemeinde ihm die Ausführung des Baues übertragen zu sehen wünscht, so genehmigen wir den unter dem 30. vorigen Monats mit demselben abgeschlossen, hierbei nebst allen übrigen Beilagen zurückgehenden Vertrag unter der Bedingung, daß die Gemeinde den Mehrbetrag zu übernehmen hat.“

Doch kaum wird diese Trierer Entscheidung den übergeordneten Dienststellen bekannt, als vom Oberpräsidium in Koblenz aus auf größte Sparsamkeit hingewiesen, „da die Staatslasten durch ähnliche Anträge aus allen Provinzen der Monarchie um Bauunterstützung schon sehr überlastet sind, die vom Staate zu bewilligende Unterstützungssumme vielleicht geringer ausfallen werde als bemerkt . . .“

Trier erwidert auf die Koblenzer Vorstellung am 12. Mai 1823 wie folgt: „ . . . das aber hat sich jetzt herausgestellt, daß die Erwartung einer Verminderung des Bedarfs durch eine geringere Forderung bei der öffentlichen Verdingung grundlos gewesen; indem wir im Gegenteil aus den in unserer abschriftlich beiliegenden Verfügung vom 20. Januar angegebenen Gründen statt der im Kostenanschlag aufgestellten Summe . . . über den Anschlag haben bewilligen müssen. . . . Dagegen hat nach einem landrätlichen Bericht vom 23. v. M. die Gemeinde vermittels des Búdjets bis jetzt bereits 783 rtl. 5 Gr. und 6 Pf mehr aufgebracht als durch angeführten Bericht vom 29. Oktober vorigen Jahres berechnet, so daß das Defizit jetzt wirklich nur noch die Summe von 2 795 rtl. 8 Gr. beträgt. Zur Deckung eines Theils dieses Defizits wird die Gemeinde, wenn gleich die hiesigen geringen evangelischen Kirchenfonds keine Gelder vorrätig haben und ihre kleinen Kapitalien zu dem fraglichen Ende nicht ohne bedenkliche Schwierigkeiten aufkündigen können,

doch anderwärts ohne Zweifel ein Kapital anleihen können, und wir glauben daher, daß unter den gegenwärtigen Umständen und bei der beklagten Häufung der Anträge auf Bauunterstützung statt der in unserem gehorsamsten Bericht vom 21. Februar 1821 vorgeschlagenen Unterstützungssumme von 1 200 rtl. für hinreichend erachtet werden könne.“

Knipper, dem trotz der Koblenzer Bedenken die Bauausführung und -leitung übertragen worden ist, hat mit den Arbeiten im Frühjahr 1823 begonnen.

Abb. 18 u. 19 Dabei konnte er in Detailfragen der Innenraumgestaltung recht selbständig vorgehen, denn Schinkel hat, abgesehen von Grund- und Aufriß, nur Einzelheiten zur Holzkonstruktion des schweren Daches entworfen, das in der Mitte den Dachreiter zu tragen hat und überhaupt durch die achteckige Grundform zusätzliche Aufgaben stellte. So wird der Altar in allen Einzelheiten nach Knippers Zeichnung ausgeführt und zeigt in den Ornamenten unverkennbare Ähnlichkeit zu dem Türabschluß des Köhl-Lukasschen Hauses in St. Johann, Saarstraße 17, das wenige Jahre vorher von Knipper

Abb. 17 erbaut worden ist. Auch für die Kanzelausführung hat Knipper einen besonderen Entwurf angefertigt, wobei er sich deutlich als mittelbarer Stengelschüler ausweist. Landrat Dern berichtet über die Kanzelgestaltung am 16. März 1823 nach Trier: „... Zur Zeichnung der Kanzel und des Altars hat man die hiesige evangelische Kirche zum Muster genommen und die Verhältnisse beibehalten. Den Kanzeldeckel oder Dach, den man bei neueren Bauten als einen Mißstand überall wegläßt, hat man auch hier weggelassen. Der Altar der alten Kirche war nichts als ein Klotz von Mauersteinen und einer alten Tannenplatte und Einfassung, welches alles bei der Abbrechung der alten Kirche weggerissen werden mußte und nicht mehr dienen konnte. Nun soll derselbe von Holz gemacht, verziert und mit einer marmornen Platte belegt werden. Die Forderung für das Ganze von Baumeister Knipper ad 75 Thaler halte ich daher nicht zu hoch und weiß, daß er ein gewisses Point d'honneur darauf setzt, bei dieser Kirche seine Kunst und Geschmack zu zeigen. Zum Anschlag waren 50 rtl. für eine neue Kanzel und 8 rtl. für Zurechtmachung des alten Altars aufgesetzt.“

Abb. 15 Was den Schalldeckel über der Kanzel anbelangt, so hat Knipper sich an den Aufriß Schinkels gehalten, dessen Entwurf ebenfalls ein Kanzeldach unter der Orgel vorsieht. Vergleicht man Knippers Zeichnung und Schinkels Entwurf mit dem heutigen Zustand, so scheint die Ausgewogenheit der Innenraumverhältnisse in der Tat etwas gestört, indem die Emporenumführung oberhalb der Kanzel einen leeren Eindruck hinterläßt. Verantwortlich für den fehlenden Schalldeckel über der Kanzel ist nach den vorhandenen Akten der Saarbrücker Landrat Dern, der am 28. 4. 1823 seine Ansicht nochmals darlegt: „... daß der Schalldeckel über der Kanzel ganz entbehrlich ist, beweist sich dadurch, daß man ihn in den neu erbaut werdenden Kirchen wegläßt und citire ich die neue evangelische und die neue katholisch Kirche in Carlsruhe, zwei sehr schöne, neu errichtete Prachtgebäude, worin die Kanzeln keine Schalldeckel haben... Ich wünsche, daß die königliche Regierung genehmige, daß man bei der neuen Kirche wenigstens den Versuch macht, ihn wegzulassen, indem wenn die Erfahrung zeigt, daß er nötig wäre, immer noch gebaut werden könnte und um den Beweis zu führen, ob er nötig sei oder nicht, könnte man nur zur Probe ein rundes Brett über dem Prediger festmachen und man wäre alsdann imstande, genau vom Hut eines Kanzeldeckels zu urteilen.“

Hinsichtlich der notwendigen Orgel ist man sich längst darüber im klaren, daß die ursprünglich in die Wahl gezogene Orgel der alten reformierten Kirche in Saarbrücken für die neue Bischmisheimer Kirche nicht in Frage kommt. Deshalb hat man noch im Laufe des Jahres 1822 die Anfertigung einer Orgel ausgeschrieben. Bei der Versteigerung am 15. März 1823 erhält der St. Johanner Orgelbauer Jakob Deesz den Zuschlag und verpflichtet sich, die Orgel für 750 Taler zu bauen. Gegen diese Entscheidung erhebt aber die Bezirksregierung in Trier am 20. April 1823 Einspruch: „Der mit dem Orgelbauer Deesz über die Anfertigung einer Orgel nach beiliegender Zeichnung abgeschlossene Vertrag kann nicht genehmigt werden, weil die Orgelbauer Franz und Karl Stumm aus Sulzbach, die sich bereits durch die Anfertigung mehrerer großer Werke bekannt gemacht haben und auch in der hiesigen evangelischen Kirche eine große Orgel eben jetzt aufstellen, für die fragliche Orgel, ohne die Forderung des Deesz zu kennen, nur 625 Thaler verlangt haben. Die Annahme ihres Anerbietens könnte nur deswegen bedenklich sein, weil sie die Orgel für die Bischmisheimer Kirche erst im Herbst 1825 liefern zu können erklären, und wir ersuchen Sie daher, den Deesz über seine Forderung näher zu befragen und zugleich zu berichten, ob die Gemeinde Bischmisheim bis jetzt schon eine Orgel gehabt hat und die neue Orgel nicht bis dahin entbehren kann.“

Auf diesen Einspruch hin erklärte sich der Jakob Deesz bereit, die Orgel auch zu dem Preis von 625 Taler zu erbauen. Der Vertrag darüber wird am 30. Juni 1823 zwischen Landrat Dern und Jakob Deesz in Saarbrücken abgeschlossen und enthält außer den finanziellen und zeitlichen Abmachungen die Anordnung und Disposition der Register:

„Lieferungsvertrag einer neuen Orgel in die zu Bischmisheim erbaut werdende Kirche

1. Übernimmt der Jakob Deesz die neue Orgel für die neue evangelische Kirche zu Bischmisheim nach folgender Disposition zu erbauen, in der gedachten Kirche aufzustellen und in guten und fertigen Stand seiner Zeit abzuliefern:
 - a) Das Oberwerk muß 54 Tasten von C cis D bis f (dreigestrichen) inclusive enthalten, das Pedal aber C cis bis f inclusive gehen.
 - b) Register des Oberwerks:
 1. Principal, vier Fuß, von englischem Zinn, kommt in dem Prospekt mit einem Theil des Salcionals.
 2. Bourdon, acht Fuß im Discant, von Metall, im Baß von Holz und auf zwei Züge zu setzen.
 3. Fleute travers, acht Fuß im Discant von Birnbäume gut Holz
 4. Quinte, drey Fuß von Metall
 5. Fleute, vier Fuß von Metall
 6. Octava, zwey Fuß von Metall
 7. Salcional mit vier Fuß hohen zinnen Pfeifen, jedoch ohne Repetierung im Diskant, muß, soviel der Raum erlaubt, mit dem Principal in den Prospekt gesetzt erwden.
 8. Mixtur dreifach im Fuß von Metall zweimal repetierend in G
 9. Trompete acht Fuß von Metall auf zwey Züge zu setzen.
 - c) Register des Pedals:
 1. Subbas 16 Fuß von Tannenholz
 2. Octava 8 Fuß von Tannenholz

2. Das erwähnte Metall besteht aus einer Mischung von 2 Pfund Zinn und einem Pfund Blei, zu dem Holz darf nur gesundes, trockenes und möglichst reines Holz genommen werden.
3. Die Orgel erhält zwey Windladen von hinreichender Größe aus gesundem, trockenem und reinem Eichenholz, die völlig winddicht sein müssen. Die Federn oder Scheeren unter den Ventilen und die Stifte auf beiden Seiten derselben sind von gehärtetem Messingdraht zu verfertigen, die vorderen Kanäle werden aus Tannenholz gemacht und gehörig beledert.
4. Das Gebläse der Orgel besteht aus zwey Bälgen, 8 Fuß 9 Zoll lang (rheinisch) und 4 Fuß 3 Zoll breit. Das hierzu so wie zu den Windkanälen erforderliche Tannenholz muß gehörig stark und ausgesucht sein, alles muß gehörig mit Leder belegt und mit Leim sorgfältig bestrichen werden und die ganze Regierung des Gebläses muß völlig sachgemäß und recht solid sein.

... können ihm während der Arbeit $\frac{2}{3}$ Abschlagszahlungen gewährt werden. Den Rest erhält er nach tüchtig befundener Ablieferung des ganzen Werkes.

Saarbrücken, den 30. Juny 1823“

Abb. 16

Bei diesem Vertrag befindet sich die Zeichnung zu einem Orgelgehäuse, die ein Entwurf Knippers sein dürfte; vielleicht handelt es sich um Knippers Entwurf für die zuerst von ihm entworfene und von Berlin verworfene Bischmisheimer Kirche. Die Vasenverzierung dieses Entwurfes ist jedenfalls die gleiche wie die des Altars, und auch sonst zeigt der Aufbau und die Anordnung der Pfeifen die typischen Züge aus der Zeit der Saarbrücker Barockorgeln. Zur Ausführung kam allerdings das Orgelgehäuse in der Form des Schinkelschen Planes.

Am 1. September 1823 wird der Gemeinde durch königliches Dekret das erhoffte und fest einkalkulierte Geldgeschenk in Höhe von 1 200 Taler bewilligt. Am 22. Oktober dankt die Gemeinde dem „gütigen Landesherrn“ und versichert, sie wolle sich „immer mehr bestreben und wetteifern durch treue Anhänglichkeit und herzliche Liebe zu einem väterlichen Monarchen, der das Christentum nicht allein zu beschützen, sondern auch solches durch zweckdienliche Begünstigung und allergnädigste Unterstützung so sehr zu befördern sich angelegen sein läßt, der allerhöchsten Gnade desselben sich würdig zu zeigen, von welchem Triebe alle hiesigen Einwohner beseelt sind, indem sie zugleich den himmlischen Segen der glorreichen Regierung ihres allgeliebten Landesherrn erflehen.“ Unterzeichnet ist diese Dankadresse von Pfarrer Wagner, dem Bürgermeister Philipp Diener, den Presbytern Peter Müller, Karl Schmeer und dem mit Handzeichen unterschreibenden Johann Karl Schmeer sowie den Schöffen Klein, Maurer und dem Beigeordneten Woytt.

Im März 1824 fragt Landrat Dern in Trier an, wie es mit den Einweihungsfestlichkeiten gehalten werden solle, was der Superintendent dabei zu tun und wer die Einweihungspredigt zu halten habe. Darauf wird entschieden, daß der Gemeinde keine weiteren Kosten durch die Einweihungsfeierlichkeiten entstehen und deshalb „die Kosten für den Transport der oberen Geistlichkeit dem Stift St. Arnual heimgewiesen werden“ sollen.

Landrat Dern macht sich mit dem Bischmisheimer Bürgermeister Diener auch Gedanken über die Gestaltung des Kirchenvorplatzes. Bürgermeister

Diener will den Platz mit Linden bepflanzen, die weniger Ungeziefer als Pappeln nach sich ziehen. Dern hingegen schlägt zunächst Roßkastanien oder Silberpappeln vor, bestellt aber dann wegen des größeren Nutzens und des geringeren Preises Apfel-, Birn-, Pflaumen- und Aprikosenbäume, die noch im November 1824 eintreffen und in zwei Alleen an den beiden Längsseiten des Kirchenvorplatzes gesetzt werden.

Die Abrechnung über die gesamten Baukosten der neuen Kirche, die der Steuereinnehmer Wagner am 21. Juni 1825 dem Landrat Dern in Saarbrücken vorlegt, beläuft sich auf 9364 Taler, 6 Groschen und 11 Pfennig.

Im einzelnen sind folgende Positionen aufgeführt:

„Abbrechen der alten Kirch	17 T.	9 Gr.	10 Pf.
für Plan, Kostenanschlag und Abschriften	42 T.		
Entschädigungen des ersten Steigerers der Fundamente, welche nicht weiter gemacht wurden	17 T.	25 Gr.	
Abbrechen des alten Kirchturms	16 T.	20 Gr.	
Gemäß dem Revisionsprotokoll aufgestellt durch den Regierungsbaukondukteur Herrn König hat der Unternehmer des neuen Kirchenbaues für die übernommenen Bauarbeiten zu beziehen	7534 T.	15 Gr.	3 Pf.
Desgleichen für gemachte Mehrarbeiten	770 T.	19 Gr.	
Für die nicht veranschlagt gewesenen Altar und Kanzel	75 T.		
Für die Orgel	625 T.		
Für die Wiederinstandsetzung der Uhr und ein neues Ziffernblatt	41 T.	15 Gr.	
Für die Lieferung von 2 neuen Uhrengewichten	8 T.	19 Gr.	3 Pf.
An den Schreinermeister Schlegel von Fechingen	34 T.	10 Gr.	
Vermessungskosten der Gemeindeländereien	40 T.		
Für die Lieferung von 53 Stück veredelter Obstbäume	40 T.	23 Gr.	7 Pf.
Kosten des Kreisbauinspektors Köwenig	100 T.		
	9364 T.	6 Gr.	11 Pf.
Da die Einnahmen	9380 Taler		
bleibt der Gemeinde ein Überschuß von	16 T.	17 Gr.	1 Pf.

Dudweiler, den 21. Juny 1825

Der Steuereinnehmer Wagner“

So hat Bischmisheim das heute noch stehende schmucke Kirchlein mit dem nicht alltäglichen Grundriß eines regelmäßigen Achtecks von 7,15 m innerer Seitenlänge erhalten. Ausgeführt ist die Kirche in Bruchsteinen mit großen Quadern in doppelter Höhe des Mauerwerks als Eckabschlüsse. Die Außenwände sind durch ein breiteres, einfach profiliertes Gesims, auf dem die oberen Fenster ansetzen, und zwei schmalere in der Höhe des Ansatzes der Rundbögen gegliedert, so daß schon die Außenansicht deutlich ein zweigeschossiges Gotteshaus verrät. Im 19. Jahrhundert wurde diese Zweigeschossigkeit einer Kirche, die man wegen der damit verbundenen Trennung der Gemeinde nach heutigen liturgischen Gesichtspunkten als schweren Nachteil bewertet, nicht störend empfunden. Das leicht nach der Mitte zu in acht Feldern ansteigende Dach endigt in einem gleichfalls achteckigen Dachreiter, der von einer Spitzenpyramide bekrönt ist.

Abb. 13 u. 14

Hinter dem zweitürigen Eingang der Vorderfront befindet sich ein Windfang, von dem aus zwei Treppen auf die Empore führen. Die Empore ruht auf acht Säulen, auf deren Brüstung weitere acht Säulen die Decke tragen. Die Kapitelle der Säulen wie auch die Profile der Emporenbrüstung und der Decke sind gut abgewogen und von großer Feinheit. Ursprünglich waren alle Säulen aus Holz. Durch die Anordnung des Gestühls, das in vier Zügen auf Altar und Kanzel zu verläuft, wird die Zentralanlage einer Rundkirche herausgehoben. Altar, Kanzel und Orgel sind an der dem Haupteingang gegenüberliegenden Seite in einer Achse übereinander angeordnet, wodurch der Charakter einer evangelischen Predigtkirche betont wird. Zur Sakristei, die sich hinter dem Altar befindet, führt auch von der Rückseite der Kirche ein Eingang. Trotz ihrer „preußischen“ Einfachheit ist die Kirche im Aufbau wie im einzelnen von klassischer Ruhe und Klarheit ⁶⁾).

Wer nun glaubt, mit den Einweihungsfeierlichkeiten habe der Ärger der Bischmisheimer um den Neubau der Kirche sein Ende gefunden, irrt sehr.

Kaum war die Kirche fertiggestellt, als Regen durch die Schalläden des Turmes eindrang und die Decke anfang, Schaden zu nehmen. Am 23. November 1824, also noch keine vier Monate nach der Einweihung, geht eine Beschwerde der Gemeinde auf dem Saarbrücker Landratsamt ein, daß beständig durch die Schalllöcher des Dachreiters Regenwasser in die Kirche eindringe.

Ganz schlimm wird die Situation aber dann im Laufe des Winters und des Frühjahrs, und der Landrat Dern berichtet der Bezirksregierung am 8. Juni 1825 nach Trier folgende Einzelheiten:

„Die Mängel, worüber die Gemeinde Beschwerde führt, liegen in dem Plan oder der Form der Kirche selbst, durch die Schalllöcher des für die Kirche selbst zu kleinen und unscheinbaren Turmes hat bei dem stürmischen Wetter des vorigen Winters, aller Jalousieläden ohngeachtet, der Regen so stark eingeschlagen, daß das Wasser vom Turmgebälk herunterlief, durch den Plafond tropfte und solche Feuchtigkeit verursachte, daß das schöne und gut gemachte Orgelwerk im Nu innen so quoll, daß es lange nicht spielte und erst wieder nach eingetretener Witterung einigermaßen hergestellt werden konnte, aber doch noch nicht ganz so wiederhergestellt ist, wie es bei der Übernahme nach der Einweihung war.

Das Läuten der Glocke ist äußerst beschwerlich, weil man sie oben auf dem Speicher in der Kirche läuten muß, denn man konnte die Seile nicht durch den Plafond heruntergehen lassen, wo sie vor dem Altar würden gehangen haben und auf andere Art zu läuten aber in der Kirche z. Exempel hinter der Orgel die Glocke zu ziehen ist unmöglich, weil die verschiedenen Rollen und lange Leitung oder Führung der Seile eine solche Reibung verursacht, daß die Glocken nicht imstande sind, durch ihren Schwung die Seile zurückzuziehen und den Klöppel oder Hammer auf beiden Seiten anschlagen zu machen . . .

Man hat schon zur Abhaltung des Regens auf der Wetterseite die Schalllöcher ganz zugemacht und man hat auch auf dieser Seite hinter der Orgel zwei Fenster mit Laden vermehrt, damit die Feuchtigkeit nicht eindringe und auch die Sonnenstrahlen nicht mehr auf dem Orgelwerk liegen können, allein kann ich nicht beurteilen, ob das die Orgel hinlänglich für die Zukunft sichern kann.

Ich kann überhaupt die Beschwerden der Gemeinde nicht genau beurteilen, weil ich kein Bauverständiger bin; so viel sehe ich aber ein, daß die Anlegung eines Turms mitten auf dem Kirchendach bei einer so schönen Form einer Kirche nichts taugt, weil er einestheils zu klein und nicht verhältnismäßig mit dem übrigen Bau ist, weil er in dem Gebälk, worauf er gestellt werden muß, viele Kosten verursacht und doch die Kirche, Plafon und Gebälk, dem Wetterschaden aussetzt, der beinahe nicht zu verhüten ist, wenn man nicht alle Schalllöcher zumachen will und dann die Glocken verhindert, sich gehörig hören zu lassen.“

Wenn Landrat Dern, der den Bischmisheimern anfangs den Schinkelschen Plan als das „weit schönere Projekt“ schmackhaft zu machen versucht hatte, nun selbst die Zweckmäßigkeit des Baues und besonders der Turmlage in Zweifel zieht, dann mußte er sich gewiß von den keineswegs zimperlichen Bischmisheimer Bauern in der Zwischenzeit unzweideutige Ausführungen anhören. Und noch keine drei Wochen später, am 24. Juni 1825, berichtet der Bürgermeister Diener wieder nach Saarbrücken:

„Die Orgel in der hiesigen Kirche ist schon seit einiger Zeit wiederum zum Spielen ganz untauglich. Ich habe daher den Herrn Deesz davon in Kenntnis setzen lassen, welcher aber schon zwei Mal kurz vor dem Gottesdienst hierher kam, das Werk nicht einmal gehörig untersuchte, wo der Fehler eigentlich sei und dann wieder nach St. Johann zurückkehrte. Bei der Auszahlung des letzten Drittels der Vertragssumme hat sich derselbe doch verbindlich gemacht, während einem Jahr für alle Fehler und Stockungen an solchem Werk zu stehen.“

Der Ärger mit dem undichten Dach und allen daraus entstehenden Mißheligkeiten sollte sich noch über Monate und Jahre hinziehen, wobei die Wut der Bischmisheimer sich mehr und mehr auf Knipper als dem verantwortlichen Bauleiter konzentriert. Nachdem die Klagen der Gemeinde nicht abreißen, entscheidet die Bezirksregierung Trier am 5. Januar 1829, daß drei Experten das Kirchendach begutachten sollen, wovon einer durch die Gemeinde Bischmisheim, der zweite durch Knipper und der dritte durch den Landrat Dern benannt werden soll. Darauf kommt es am 3. April 1829 zu einer Ortsbesichtigung in Anwesenheit der Experten Johann Schirmer, Baumeister von Saarunion für die Gemeinde Bischmisheim, Johann Schmoer, Schieferdecker von Trier, benannt durch den Landrat Dern, und Heinrich Rosenkranz, Schieferdecker von St. Johann für Baumeister Knipper, wobei es vor allem um die Frage geht, ob die Schiefer in der Art und Weise aufgelegt worden sind, wie eine gute und dauerhafte Bedachung es erfordere.

Diese entscheidende Frage wird von allen drei Experten verneint. Nachdem die Sachlage so ist, erklärt sich Knipper, der bei der Ortsbesichtigung anwesend ist, bereit, 300 Taler an die Gemeinde in bar zurückzuzahlen, ihr die alten Schieferplatten und Nägel zu überlassen, wenn die Gemeinde und die Aufsichtsbehörde ihn dann von allen weiteren Ansprüchen für frei erkläre, so daß er mit der Kirche zu Bischmisheim und der dortigen Gemeinde gar nichts mehr zu tun habe. Allem Anschein nach hat die Gemeinde nach weiteren Verhandlungen im Herbst dieses Jahres das ganze Dach umdecken und die Jalousiebretter an den Schallöffnungen verbreitern lassen. Eine völlige Behebung der Mängel scheint aber auch damit nicht gelungen zu sein, denn 1835 wird erwogen, die zwei Fenster hinter der Orgel ganz zumauern

zu lassen, da sie „doch kein Licht in die Kirche bringen, sondern im Winter und bei Regen und auch bei grellem Sonnenschein der Kirche nur schaden“. Da diese Absicht nicht ausgeführt wird, reift in den Bischmisheimern allmählich der Plan, den ständigen Ärger mit dem Dachreiter einfach durch die Erbauung eines neuen Glockenturmes neben der Kirche abzustellen und den Dachreiter abzureißen. Bürgermeister Klein reicht am 9. Mai 1841 einen genauen Kostenanschlag⁷⁾ und einen leider verloren gegangenen Plan zu dem Projekt ein. Die Bezirksregierung in Trier ist geneigt, die Erbauung eines einfachen Glockenstuhles, jedoch abgesetzt von der Kirche im Schulgarten zu genehmigen. Doch damit erklären sich die Dörfler nicht einverstanden, denn hatte der eckige Grundriß schon genug Hader und Unfrieden geschaffen, so argwöhnt man nun, daß das Dorf durch einen so völlig ungewohnten, von der Kirche abgesetzten Glockenstuhl gänzlich zum Gespött der Umgegend werde und beharrt auf der Erbauung eines richtigen Turmes gleich neben der Kirche. Darauf antwortet die Bezirksregierung unter dem 26. Juli 1841: „... daß, wenn die Pfarrgemeinde von Bischmisheim die Errichtung eines Glockenstuhls in dem Garten des Schullehrers nicht für wünschenswert hält, die Gemeinde auf das Glockengeläut Verzicht leisten muß, weil die Erbauung eines zweiten Turms zur Anbringung der Glocken nur durch eine nicht zu rechtfertigende Verschwendung von Gemeindegeldern ermöglicht würde...“.

In seiner Sitzung vom 21. November 1841 äußert sich der Bischmisheimer Gemeinderat zu den wenig schmeichelhaften Vorhaltungen der übergeordneten Dienststelle wie folgt: „Der Schöffenthath der Bürgermeisterei Bischmisheim... ist einstimmig der Meinung, daß zur Erhaltung der Kirche zu Bischmisheim und zur Verhütung des ferneren Eindringens des Regen- und Schneewassers die Beseitigung des mitten auf der Kirche stehenden Turmes, nach den bisher angestellten Beobachtungen, dringend nöthig ist und daß es auch nur dem engen Raume in dem Turme, der zu den Glocken in gar keinem Verhältnis steht, beigemessen werden kann, daß die Glocken in demselben schon des öfteren zersprungen sind, daß hiernach die Erbauung eines neuen Turmes ein unabwendbares Uebel sei und daß, da man der Gemeinde bei der Aufführung der Kirche die Wahl der Bauart entzogen und ihr den Plan der jetzigen Kirche... aufgenöthiget habe, man in der Art und Weise der Beseitigung dieses Uebels der Gemeinde freie Wahl lassen möge, daß aber, da die ganze Gemeinde ohne Ausnahme gegen die Errichtung eines Glockenstuhles ist, und allgemein die Erbauung eines neuen Thurmes an der hinteren Seite der Kirche, zur Aufnahme der Glocken und der Kirchenuhr, gewünscht wird, man sie nicht auch hier in ihrer Wahl zu sehr bevormunden und der Erbauung eines Thurmes um so weniger etwas entgegenstellen möge, als hierdurch in der Kirche nicht nur viel Raum gewonnen wird, sondern auch das Geläute von einem bloßen Glockenstuhl in der sehr großen Gemeinde Bischmisheim, deren Wohngebäude sehr auseinanderliegen, um so weniger gehört werden könne, als dies nicht einmal von dem jetzt vorhandenen Thurm der Fall gewesen ist, dann aber auch zweitens die Kirchenuhr an einem Glockenstuhl nicht angebracht werden könne, überhaupt für die Gemeinde Bischmisheim der Neubau eines Thurmes der Errichtung eines Glockenstuhles vorzuziehen sei...“

Diesmal sind die Bischmisheimer also fest entschlossen, sich auf gar keinen Fall wieder „überfahren“ zu lassen. Doch die Regierung teilt durch Schreiben

vom 7. Dezember 1841 lakonisch mit, „... daß aus den bereits bekannten Gründen... die Genehmigung nicht erteilt werden kann“. Diesem ersten Vorstoß der Bischmisheimer mit dem Ziel einer durchgreifenden Neuregelung der Turmfrage zur Beseitigung der ständigen Malaise ist also kein Erfolg beschieden. Doch schon Anfang 1845 wird auf Bitten der Gemeinde von dem damaligen Brebacher Baumeister Benzel erneut ein detaillierter „Kostenanschlag nebst einer Zeichnung zu der projektierten Änderung des Bischmisheimer Turmes resp. zur Anfertigung eines neuen Glockenstuhles“ vorgelegt. Ob die Gemeinde mit diesem Vorschlag nicht einverstanden war oder ob die Durchführung auf höheren Einspruch unterbleiben mußte, geht aus den Akten nicht hervor. Mittlerweile scheint auch durch das Läuten der Glocken neuer Ärger zu entstehen. In einer Eingabe vom 26. Dezember 1845 an das Bischmisheimer Presbyterium wendet sich der damalige Küster, Lehrer Simon, in dieser Angelegenheit wie folgt:

„Da mit dem Läuten der Glocken nun wieder eine Veränderung und zwar derart vorgenommen wurde, daß dasselbe auf dem Kirchspeicher geschehen muß, so wolle ein hochehrwürdiges Presbyterium dahier es nicht übelnehmen, wenn ich gegen diese Einrichtung eine Beschwerde ergebenst einzureichen mir erlaube. Bekanntlich führt eine sehr steile Treppe hinauf auf den Kirchspeicher, von welcher man oben wegen des nahe liegenden Kirchendaches gleichsam hinüber auf den Speicher kriechen muß, und wer leicht schwindlig wird, kann nur rücklings, wie über eine Leiter, wieder heruntergehen. Beim Läuten der Morgen- und Abendglocke ist es oben nämlich im Winter noch ganz dunkel, man kann auch bei der größten Vorsicht leicht einen Fehltritt tun, und ein Sturz von oben bis unten hin ist unvermeidlich. Überdem ist das Läuten selbst auf dem Speicher mit Lebensgefahr verbunden, indem, wie es schon mehr geschehen ist, ein Klöppel aus der Glocke oder sonst etwas während des Läutens unvermeidlich herabfallen und den Lätenden erschlagen kann. Ich erinnere nur an den traurigen Fall vor etwa zwei Jahren, als ein Gewichtstein von der Uhr herunterfiel, wobei der junge Mensch, der die Uhr aufzog, getroffen, schwer verletzt und das Leben einbüßen mußte. Das Läuten muß ich durch andere oder durch eine Magd versehen lassen, da ich z. B. bei einer Leiche auch zugegen sein muß. Wo werde ich aber jemand finden, der sich einer solchen Gefahr aussetzen mag? Schon hörte ich, daß das Läuten auf dem Speicher niemand mehr übernehmen will. Sollte ein Brand im Dorfe mitten in der Nacht vorkommen, wobei Sturm geläutet werden muß, so treten wieder neue Schwierigkeiten ein. Ebenso wird eine Magd des Abends und des Morgens, abgesehen von der gefährlichen Treppe, im Dunkeln hinaufzusteigen sich fürchten. Wenn ich auch zugeben muß, daß die Glockenseile im Schiff der Kirche unpassend sind, so kann ich es doch der Gefahr wegen ebenso wenig, ja noch weniger gut heißen, wenn auf dem Speicher geläutet werden soll. Einem hochehrwürdigem Presbyterium erlaube ich mir daher den Vorschlag ganz ergebenst zu machen, daß die Einrichtung so getroffen werde, daß neben der Orgel wie früher geläutet werden kann, welche Einrichtung der Schlossermeister Merz aus St. Johann vollkommener, als sie bisher war, machen zu können sich erklärt hat, oder sollten hierdurch zu viele Unkosten entstehen, nun, so möge man dieselbe Einrichtung beibehalten, wie sie ehemals war. Am besten aber dürfte es sein, wenn der Beschluß, welcher vor einiger Zeit von dem hochehrwürdigem Presbyterium dahier gefaßt wurde, in Ausführung gebracht

würde, daß man nämlich die Glockenseile vorn am Eingang in das Schiff der Kirche heruntergehen ließe. Diese Ausführung unterblieb mit meinem Wissen nur deshalb, weil dem Übernehmer des Glockenstuhls sie etwas schwierig schien, der freilich dadurch schneller fertig wurde, daß er die Seile gerade an der unpassendsten Stelle vor dem Altar herunterleitete . . .“

Auch damit wird keine grundlegende Änderung im Sinne des Bischmisheimer erreicht, kein Wunder, daß der Groll über den achteckigen Bau mit dem vermaledeiten Dachreiter jahrzehntelang in den Herzen aller aufrechten Bischmisheimer weiter schwelt und fast ein halbes Jahrhundert später eruptivartig erneut ausbricht.

Da bei dem Bau der Kirche kein Ofen in das Gotteshaus gesetzt worden war, die Kälte in den Wintermonaten den Kirchbesuch aber erheblich beeinträchtigte, bemüht sich Pfarrer Auler⁸⁾, der von 1864–1892 Seelsorger in Bischmisheim war, den Gottesdienstbesuch im Winterhalbjahr durch die Aufstellung eines Ofens zu fördern. In mehreren Sitzungen beschäftigt sich das damalige Presbyterium mit dieser Angelegenheit und man beschließt, sich zunächst einmal an den Besitzer der Halberger Hütte, den Geheimrat v. Stumm, mit der Anfrage zu wenden, ob für die Bischmisheimer Kirche von ihm ein Ofen zum Herstellungspreis geliefert werden könne. Freiherr v. Stumm bedauert mit Schreiben vom 6. November 1885, daß er in Brebach keine Öfen herstelle, mithin der Pfarrei Bischmisheim auch keinen zum Herstellungspreis ablassen könne, aber er zeigt sich dem Anliegen der Bischmisheimer so aufgeschlossen, daß er gleichzeitig für die Beschaffung eines Ofens 100,— Mark überweist. Damit ist nun das Vorhaben der Bischmisheimer schon zu Anfang so gut gesichert, daß die Dörfler alsbald beschließen, nicht nur einen, sondern gleich zwei Öfen für die Kirche anzuschaffen. Noch im Dezember 1885 werden die beiden Öfen dort, wo sich heute die Gedenktafeln befinden, aufgestellt, und so kann erfreulicherweise schon der Weihnachtsgottesdienst in der geheizten Kirche stattfinden.

Doch um die Kirche gibt es auch noch andere Sorgen: Schon im Frühjahr 1884 hatte man sich an den Orgelbauer Stumm von Rhaunen-Sulzbach wegen Reparaturarbeiten an der Orgel wenden müssen, und die Orgel ist nach Pfingsten 1884 noch einmal instandgesetzt worden. Aber vom 19. Juli 1885 liegt ein Bericht vor, daß nunmehr die Orgel jeglichen Dienst versage. Etwa drei Jahre muß in der Folgezeit die Gemeinde auf die Orgelbegleitung verzichten. Am 25. September 1887 berät das Presbyterium über die Anschaffung einer neuen Orgel, da „die alte zu einer Reparatur untauglich“ sei. Kopfschmerzen bereiten zunächst die hohen Kosten einer solchen Neuanschaffung. Aber die Bischmisheimer Bauern sind pfiffig: Sie erinnern sich des Geheimrats v. Stumm und seiner Gebefreudigkeit bei der Beschaffung der Öfen. Zwar ist den Dörflern in der jetzigen Angelegenheit von vornherein klar, daß sie sich nicht an den Halberger Hüttenbesitzer mit dem Plan um Überlassung einer Orgel zum Herstellungspreis wenden können, so erbitten sie schlicht ein Darlehen von 2 000,— Mark zu „einem billigen Zinssatz“. Allem Anschein nach fanden die Bischmisheimer für ihre Nöte beim Geheimrat v. Stumm wieder ein offenes Ohr, denn in seiner Sitzung vom 4. Dezember 1887 erteilt das Presbyterium dem Orgelbauer Euler den Auftrag zum Bau einer neuen Orgel, wobei die Bischmisheimer versuchen, möglichst billig zu der neuen Orgel zu kommen: Sie bieten die alte Orgel, die sich nach ihrem eigenen Urteil nicht mehr zur Reparatur eignet, dem Orgelbauer

Euler gegen Preisnachlaß an. Euler geht allerdings auf diesen Plan nicht ein, worauf das Holzwerk der alten Orgel am 1. Oktober 1888 als Brennholz meistbietend auf dem Kirchenvorplatz versteigert wird.

Nachdem Pfarrer Euler am 28. Januar 1892 bei der Predigt in der Kirche zu Fechingen auf der Kanzel an den Folgen eines „Lungenschlages“ gestorben und als neuer Pfarrer von Bischmisheim Karl Mannherz eingeführt worden war, ist ein für die Schinkelkirche erfreuliches Ereignis zu verzeichnen: Weil es in der Vergangenheit zwischen der Kirchen- und Zivilgemeinde wegen des Platzes, auf dem die Kirche stand, mitunter zu Meinungsverschiedenheiten kam, beschließt der Gemeinderat, da ja die Zivilgemeinde Eigentümerin des gesamten Platzes war, am 15. Mai 1892 in einer Sitzung, den damals noch mit Obstbäumen bestandenen Platz der Kirchengemeinde zu schenken, um damit zukünftig allen Hader aus der Welt zu schaffen. Freudig und einstimmig erklärt sich das Presbyterium alsbald bereit, dieses Geschenk anzunehmen. Durch personelle Veränderungen ist der Gemeinderat zwei Jahre später aber grundsätzlich anderer Ansicht: Man bricht zwar nicht offen in ein Klagegeschrei wegen der noblen und generösen Einstellung der früheren Gemeindeväter aus, doch ist man gewaltig ergrimmt ob des Verlustes aller zu Gunsten der Zivilgemeinde sprechenden Rechtsgrundlagen; denn Turnplatz für die Jugend ist der Kirchplatz auch weiterhin. Am 22. April 1894 wird die Kirchengemeinde gefragt, ob der Kirchplatz als Turn- und Spielplatz für die Schuljugend benützt werden kann. Das Presbyterium, welches sich in seiner nächsten Sitzung mit dieser Angelegenheit beschäftigt, bringt klar zum Ausdruck, daß es nicht die Absicht habe, die Benutzung des Platzes als Turnplatz zu verhindern, daß aber der Kirchplatz niemals ein allgemeiner Spielplatz gewesen sei. Der Presbyter und ehemalige Ortsvorsteher Wilhelm Schmeer erklärt dabei, daß der Platz in früheren Zeiten gegen geringe geldliche Entschädigung von der Gemeinde zum Bleichen und Wäschetrocknen vergeben, ja, daß derselbe z. T. sogar als Gartenland verpachtet gewesen sei. Leider ist die Angelegenheit damit nicht erledigt, denn auch in der Folgezeit kommt es noch häufig zu Reibereien, weil manche Dorffrauen auf den eingerissenen Brauch nicht verzichten wollen, so daß das Presbyterium sich am 25. August 1898 zu einer öffentlichen Bekanntmachung entschließen muß, nach der künftig das Aufhängen von Wäsche auf dem ja nun der Kirchengemeinde gehörenden Platz verboten sei. Aber der Friede ist auch damit noch nicht hergestellt, denn die Zivilgemeinde wirft in ziemlich regelmäßigen Abständen nun die Platzfrage auf. Durch den Umstand, daß im Laufe der Zeit über 60 Fensterscheiben der Kirche in den Schulpausen, den Turnstunden und auch der unterrichtsfreien Zeit eingeworfen werden, verschärft sich die Situation immer mehr, so daß das Presbyterium am 19. Juni 1913 beschließt, den zwar früher der Zivilgemeinde, jetzt aber der Kirchengemeinde gehörenden Platz auch als Turnplatz nicht mehr frei zu geben, ihn vielmehr durch ein Gitter nach der Straße hin abzutrennen, worauf die Zivilgemeinde ihrerseits die Treppe vom Schulhaus zum Kirchplatz abreißen läßt. Damit ist eine klare Abgrenzung zwischen den Belangen der Zivilgemeinde und der Kirchengemeinde erfolgt, und nun bricht für die Bischmisheimer Kirche wirklich eine ruhigere Zeit an, zumal inzwischen noch weitere „Angriffe“ auf das schmucke Gotteshaus abgewehrt worden sind.

Noch immer hatten die Bischmisheimer es nämlich nicht verwunden, daß ihre Kirche gleichsam nackt, ohne einen eindrucksvollen Turm, erbaut worden

war. Deshalb wird unter dem Datum des 29. Januar 1896 ein erneuter Vorstoß zur Errichtung eines Turmes unternommen und die Eingabe damit begründet, „... daß ein derartiger Turm wegen der großen Erschütterungen des Gebäudes beim Läuten ein dringendes Bedürfnis genannt werden“ müsse. Vorsorglich, wie die Bischmisheimer in der ihnen ans Herz gewachsenen Turmangelegenheit sind, leiten sie, damit ja keine Verzögerung eintreten soll, gleich eine freiwillige Sammelaktion in die Wege. Darüber hinaus beschließt das Presbyterium schon am 16. Februar 1896, den Architekten Heinrich Güth, der soeben die neue evangelische Kirche am Rathausplatz zu St. Johann mit dem Eindruck heischenden hohen Turm erbaut hat, um zwei Änderungsvorschläge für die Bischmisheimer Kirche zu bitten, und wünscht dazu die Anfertigung zweier Skizzen, eine Skizze mit einem Turm an der Seite und eine Skizze mit einem Turm vorn! Bei derartigem Pläneschmieden ist es den Bischmisheimern gerade recht, daß sie im selben Jahr das angeblich 1400jährige Jubiläum ihres Dorfes begehen können. Sie setzen die Feierlichkeiten auf einen Sonntag im Sommer, den 16. August, fest. Zu diesen Feierlichkeiten wird die Kirche innen neu geweißt, auf dem Kirchplatz stellt man Tische und Bänke auf, und alles wird mit Grün und Fahnen dekoriert.

Schon samstags abends, am 15. August, leiten die eifrigen Bischmisheimer die Festlichkeiten mit Glockengeläut und Böllerschießen ein. Für die Feier am Sonntagnachmittag, bei der Pfarrer Lichnock von St. Johann die Festpredigt hält und außerdem die Kapelle des 9. Husarenregiments musiziert, haben die schlaun Dörfler 1 300 Eintrittskarten à 15 Pfennig ausgegeben, um damit ihrem Kirchturmprojekt kräftigeres Leben einzuhauchen, denn der Überschuß des Ertrages ist für den Turmbaufond bestimmt. Allerdings kommt es auch jetzt nicht zu dem erhofften Bau des neuen Kirchturmes. Statt dessen wird in den Jahren 1898/99 von dem Bauinspektor Hausmann eine Renovierung der Kirche durchgeführt, wobei vier der ursprünglichen Holzsäulen im Kirchenschiff, die damals mit einem marmorähnlichen Anstrich versehen waren, durch solche aus Stein ersetzt werden, und zwar die Säulenpaare am Eingang und hinter dem Altar⁹⁾.

Ein weiterer Angriff auf die Kirche erfolgt im Jahre 1903: Die im allgemeinen zwar stockkonservativen, im Hinblick auf Änderungen an ihrer Kirche hingegen baufreudigen Bischmisheimer haben sich diesmal allerdings nicht den Turm, sondern das Portal aufs Korn genommen. Als wichtigste Änderung sieht die im Archiv der ev. Kirchengemeinde befindliche Zeichnung vom 1. Februar 1903, die von dem Bauinspektor Hausmann angefertigt worden ist, eine Neugestaltung des Eingangs vor: Der gesamte Türtrakt sollte durch einen Vorbau mit insgesamt 3 Türen erweitert werden, und zwar waren ein großes Mittelportal und zwei kleinere an den Seiten vorgesehen, gleichsam so, als ob die beiden bisherigen Türen die Masse der sonntags zum Gottesdienst herbeiströmenden Bischmisheimer nicht mehr zu fassen vermöchten. Mittlerweile scheinen die treibenden Kräfte solcher Projekte sich allerdings darüber klar geworden zu sein, daß eine Veränderung, die nicht genau den klaren Formen des Schinkelbaues entspricht, von vornherein keine Aussicht auf Verwirklichung hat, weshalb man sich diesmal hinsichtlich des Materials und der Gestaltung ganz an den vorhandenen klassizistischen Bau anlehnt. Und trotzdem fällt auch dieser Plan, wie alle vorhergehenden, ins Wasser¹⁰⁾, was für die Bischmisheimer bedeutet: Sie müssen sich weitere Jahrzehnte mit dem ihnen aufgezwungenen und ihnen schon aus diesem

Grunde unsympathischen Gotteshaus abfinden. Für einen Teil der Bischmisheimer Einwohner kommt es deshalb auch gar nicht überraschend, als unmittelbar nach dem Ende des 1. Weltkrieges einige Heißsporne im Dorf eifrig dafür eintreten, den verwünschten Kirchenbau doch einfach abzureißen und auf dem Platz einen großen Kino- und Gesellschaftssaal zu errichten; das Gotteshaus könne dann an anderer Stelle in veränderter Form wieder aufgebaut werden. Glücklicherweise kommen diese forschenden Gemüter nicht zum Zuge.

Als man 1927 ein neues Läutewerk im Turm montieren will, stellt sich heraus, daß an der Kirche Reparaturen großen Ausmaßes notwendig sind.

So wird die Angelegenheit wegen der Wichtigkeit an die Kirchenrepräsentation überwiesen, die in der Sitzung vom 13. Juli 1927 in eine Reparatur des Turmes, des Daches, der Fenster, der Orgel und den Einbau einer Heizungsanlage einwilligt. Monate vergehen, bis die notwendigen Vorbereitungsarbeiten abgeschlossen sind. Am 23. Oktober 1927 wird dem Architekten Schlück aus Saarlouis die Bauleitung übertragen, eine besondere Rechnungs- und Baukommission leitet die Aufnahme zweier größerer Darlehen in die Wege und führt Verhandlungen mit der Orgelbaufirma Schwenkedel aus Straßburg. Pfarrer August de Haas, Architekt Schlück und die Kirchengemeinde machen sich mit viel Idealismus an die Wiederherstellungsarbeiten, zumal man aus Berlin auch die Schinkelschen Originalpläne erhalten hat und die Restaurierung nach diesen durchführen will; und es ist geradezu erstaunlich festzustellen, wie die Abneigung mancher Dorfbewohner gegen das lange geschmähte Gotteshaus plötzlich nachläßt. Im Februar 1928 wird entschieden, daß die neue Turmkonstruktion nicht mehr in Holz, sondern in Eisen ausgeführt und auch die gesamte Decke in Eisenbeton gegossen werden soll; mit der Erstellung der Eisenkonstruktion wird nach mehreren Beratungen die große Saarbrücker Firma Seibert beauftragt. Die früher einfach gegipste Decke erhält dabei das heute noch vorhandene Strahlenprofil. Auch wird bei diesen Arbeiten die Kanzel um 12 cm höher gesetzt. Die Untersuchungen der Orgelbaufirma Schwenkedel an der alten Orgel haben inzwischen ergeben, daß durch die ausgedehnten Zerstörungen infolge eingedrungener Nässe eine Reparatur derselben kostspieliger als der Einbau einer ganz neuen Orgel werde. So beschließt die größere Kirchenvertretung am 27. Mai 1928 die Bestellung einer neuen Orgel bei der Firma Schwenkedel zu einem Kostenvoranschlagspreis von 58 000,— frs. Wegen der Fensterscheiben wendet man sich zuerst an den Saarbrücker Konservator Klein um Rat, bevor die Glasbestellung aufgegeben wird. Des weiteren steht die Ausmalung des Innenraumes nach der Renovierung zur Entscheidung: Die frühere braune Farbe der Bänke und der Wandsöckel, die wegen der Unempfindlichkeit im Sommer 1904 verwendet worden war, hatte die Helligkeit in der Kirche erheblich beeinträchtigt; diesmal einigt man sich auf eine stahlblaue Farbe, mit der auch große Teile der Decke gestrichen werden, gewiß keine sehr glückliche Lösung. Nach mehrmaligem Verschieben wird die Kirche am 23. Juni 1929 neu eingeweiht.

Im Laufe des 2. Weltkrieges wird die Kirche erstmals im Spätherbst 1939 durch Granatsplitter beschädigt. Die dadurch notwendige Reparatur an der Orgel übernimmt nach dem Frankreichfeldzug die Orgelbauanstalt E. F. Walcker, Ludwigsburg. Aber Anfang 1945 wird das Kirchendach erneut

durch Granatsplitter stark beschädigt, wodurch die Orgel wiederum zerstört wird. Zu deren Reparatur kommandiert die französische Besatzungsmacht im Sommer 1946 einen deutschen Kriegsgefangenen, welcher sich als Orgelbauer ausgegeben hatte, nach Bischmisheim ab. Als dieser eine Woche lang eine Anzahl Orgelteile ausgebaut hat, empfiehlt er sich den Bischmisheimern durch die Flucht auf Nimmerwiedersehn. Nach ergebnislosen Verhandlungen mit der Straßburger Firma Schwenkedel übernimmt schließlich Lotar Hintz die Wiederherstellung zum Gesamtkostenpreis von 1 042 900 frs. gegen dreijährige Garantie. Da das Orgelgehäuse ziemlich beschädigt ist, wird von dem Architekten Rudolf Krüger, der die Wiederherstellungsarbeiten leitet, eine völlige Veränderung im Hinblick auf die Anordnung der Pfeifen getroffen, die nun bis zu den Säulen hochgezogen werden. Lotar Hintz nimmt auch eine Neudisposition des Werkes vor, wodurch die Orgel nach dem Urteil Karl Rahners klanglich außerordentlich gewonnen hat. Bei diesen Renovierungsarbeiten wird erstaunlicherweise das früher an der Vorderseite des Altars befindliche Girlandenornament Knippers nicht wiederhergestellt oder beseitigt. Die Wiedereinweihung des in einer harmonischen elfenbein-hellgrau gehaltenen Abtönung neu hergerichteten Innenraumes findet mit der Einweihung der neuen Orgel im Gottesdienst zum Reformationsfest am 1. Nov. 1951 statt. Auch für die im Krieg verlorene Bronzeglocke bestellt die Kirchengemeinde alsbald wieder Ersatz: Die Firma Mabilon, die die noch vorhandene kleine Glocke (Tonhöhe cis, Durchmesser 70,3 cm, Aufschrift: Ev. Kirche Bischmisheim 1920 – Ersatz für Kriegsofopfer – „Liebet die Brüder“ – Mabilon/Saarburg Nr. 2972) geliefert hat, erklärt sich bereit, an Stelle der abgelieferten, über deren Tonhöhe und Durchmesser durch den Verlust der fraglichen Unterlagen leider nichts mehr bekannt ist, eine neue Glocke zu gießen, die in der Tonhöhe genau auf die noch vorhandene abgestimmt ist.

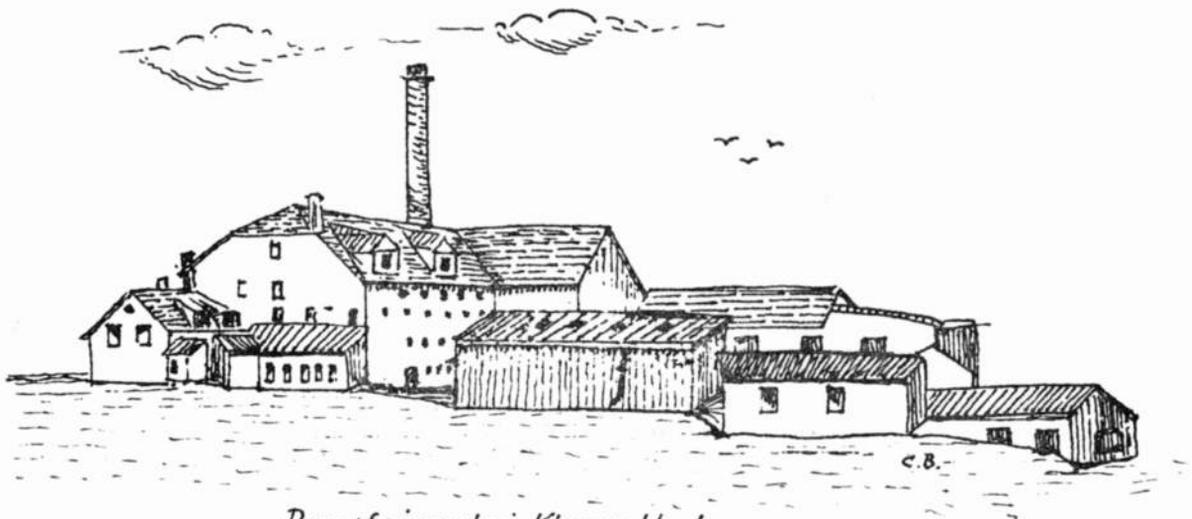
Abb. 21

Am 23. Oktober 1953 findet in Anwesenheit einer Abordnung des Presbyteriums in Saarburg der Guß statt. Die neue Glocke hat ein Gewicht von 375 kg, der Durchmesser beträgt 85 cm, die Tonhöhe ist ais. Als Aufschrift steht auf der Glocke: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! – Ev. Gemeinde Bischmisheim – 1953 – Mabilon/Saarburg Nr. 5478. Die Kosten für diese Glocke beliefen sich auf 322 970 frs. Die feierliche Glockenweihe fand im Reformationsgottesdienst 1953 statt.

Nach dem Erwerb des alten Schulhauses unmittelbar neben der Kirche und dem von 1955 bis 1957 durchgeführten Umbau zu einem modernen Gemeindehaus mit einem Kindergarten hat die evangelische Kirchengemeinde Bischmisheim durch den damit geschaffenen zusammenhängenden Komplex ein ideales Gemeindezentrum mit dem schönen Schinkelbau als Mittelpunkt erhalten. Bedauerlich bleibt allerdings, und das keineswegs von kunsthistorischen Erwägungen her, daß die Kirche als „Sonntagskirche“ hinter Tor und Gitter verschlossen ist, ein wirklich ärgerlicher Zustand, der Geschichte Bischmisheims als eines Vorpostens christlicher Verkündigung in unserer Heimat absolut unwürdig. Was für die Zeit um die Jahrhundertwende in Bischmisheim durch das Nebeneinander von Kirche und Schule mit Pausenspielen u. ä. verständlich, ja wohl sogar notwendig war, nämlich die klare Abgrenzung der beiden verschiedenen Bereiche durch Eisengitter, das gleicht in der Gegenwart einem Rückzug und bleibt zutiefst betrüblich.

Anmerkungen:

- 1) Ähnlich müssen die Begleitumstände zu dem um 880 in Reims entstandenen „großen Remigiustestament“ gesehen werden. Vgl. hierzu wie auch zur gesamten übrigen Ortsgeschichte Bischmisheim R. Saam, Beitrag zur Siedlungsgeschichte des Dorfes Bischmisheim, in „Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend“, Jahrgang IX, 1959.
- 2) Zu den Lebensdaten der Bischmisheimer Pfarrer vgl. R. Saam, Aus der Geschichte der Pfarrei Bischmisheim, Ev. Jahreskalender „In deinen Händen“, Jahrgänge 1960, 1961 und 1962. Zu Johann Daniel Ludwig Theodor Wagner können auf Grund der Quellenstudien hier weitere bisher unbekannte Angaben gemacht werden: in 1. Ehe war Wagner mit einer Schlossermeisterstochter Kelder (?) aus Grünstadt verheiratet. Seine 2. Frau, Luise Karoline Kulmann, eine Tochter des damals schon verstorbenen Pfarrers Christian Kulmann aus Berg (Lothringen) sowie dessen Ehefrau Luise geb. Ritzhaupt, die Wagner am 27. 11. 1784 heiratete, war am 23. 6. 1762 geboren und starb in Bischmisheim am 26. 4. 1829 im Alter von 66 Jahren, 9 Monaten und 28 Tagen. Aus dieser Ehe gingen 7 Kinder hervor: Sophie Karoline, geb. 8. 10. 1785, verheiratet mit dem Witwer Johann Jakob Kaspar Karcher, Bäcker in Bischmisheim; Johanna Luise geb. 18. 2. 1787; Eleonora Sophie, geb. 9. 1. 1789; Johann Karl Friedrich, geb. 28. 7. 1790; Johann Wilhelm, geb. 23. 6. 1793, gest. 1. 1. 1853, als Steuerberater in Köln. Nachkommen dieses Johann Wilhelm leben noch heute in Schafbrücke; Marie Charlotte, geb. 6. 8. 1795 im Exil in Schönberg bei Erbach (Odenwald) und schließlich Friederike Dorothea, geb. 15. 5. 1798, verheiratet mit Johann Nickel Philipp Schmeer. Der Vater des Bischmisheimer Pfarrers, Heinrich Theodor Wagner, war am 24. 3. 1720 als erstes von vier Kindern geboren, von 1746–1757 Pfarrer in Bedtolsheim, und von 1757–1762 Stadtpfarrer und zuletzt auch Konsistorialrat und fürstlicher Hofprediger in Erbach (Odenwald), wo Heiner Theod. Wagner am 27. 5. 1762 im Alter von 42 Jahren starb. Verheiratet war dieser Erbacher Pfarrer mit Johanna Luise Spahr, einer Tochter des fürstlichen Hofkammerrates Nickel Spahr aus Saarbrücken.
Der Vater des Erbacher Pfarrers war Wilhelm Balthasar Wagner, geb. 25. 6. 1690 als 5. Kind des Johann Theodor Wagner. Wilhelm Balthasar war von 1725–1739 Pfarrer in Crumstadt und soll dann bereits emeritiert worden sein. Er war mit einer Professorentochter Helene Utz (?) verheiratet, er starb am 1. 6. 1762 in Köngernheim/Selz, 5 Tage nach dem Tode seines Sohnes Heinrich Theodor.
Von dem Urgroßvater des Bischmisheimer Pfarrers, dem Johann Theodor, ist schließlich bekannt, daß er 1646 geboren wurde, anfangs Schullehrer in Pfungstadt, später dort Diakonus war und danach 46 Jahre als Pfarrer in Crumstadt bei Pfungstadt wirkte, wo er am 20. 8. 1725 im Alter von 79 Jahren verstarb.
- 3) Die folgenden Aktenzitate sind Auszüge aus Akten des Amtsarchivs Brebach (besonders Aktenband 360/1–4), des Landesarchivs für das Saarland in Saarbrücken (unter diesen die Nummern 235 und 343) sowie des Staatsarchivs Koblenz (Abt. 403/4478). Zu besonderem Dank ist der Verfasser für liebenswürdige Hilfe bei seinen Quellenstudien Herrn Oberamtmann Lithardt, Amtsverwaltung Brebach, verpflichtet.
- 4) Bei diesem Entwurf Schinkels handelt es sich keineswegs um eine „Typenkirche“. Unter den zahlreichen Entwürfen des Berliner Architekten steht die Bischmisheimer Kirche lediglich einem der fünf Pläne nahe, die Schinkel 1828 für eine Kirche in der Oranienburger Vorstadt entworfen hat, von denen aber keiner zur Ausführung kam. Die Bischmisheim betreffenden Schinkelschen Pläne liegen heute bei den Staatl. Museen in Ost-Berlin, Bodestraße, unter der Signierung M XLIV C/102 und 103. Es handelt sich dabei um zwei Zeichnungen, von denen die Nummer 102 bereits 1932 veröffentlicht wurde von W. Zimmermann, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken, Seite 215. Die Nummer 103 zeigt Einzelheiten der Dachkonstruktion. Durch Kriegseinwirkungen haben die beiden Berliner Zeichnungen sehr gelitten, so daß von einer Veröffentlichung abgesehen werden kann. Dem Schinkel-Museum in Berlin C 2 sei aber an dieser Stelle für die Übersendung der Fotokopien gedankt. Abb. 15
- 5) Für die Überlassung der nach dem 2. Weltkrieg angefertigten Bauaufnahme zur Veröffentlichung ist zu danken Herrn Kreisbaurat Helmut Hartmann sowie besonders dem Staatl. Konservatoramt Saarbrücken, das heute Eigentümer dieser Risse ist und diese aufbewahrt. Abb. 13, 14
u. 22
- 6) Vgl. Th. Hoenes, Die Kirche in Bischmisheim, ein Werk Schinkels, in „Südwestdeutsche Heimatblätter“ 1/1926, W. Zimmermann, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken, S. 214 f.
- 7) Der Kostenanschlag belief sich auf 2 050 Taler.
- 8) Carl Auler war der letzte Bischmisheimer Pfarrer, der die Landwirtschaft betrieben hat. Er war als Seelsorger in Bischmisheim außerordentlich beliebt, Frömmigkeit und Güte sollen von ihm gleichsam ausgestrahlt sein. Hier sei eine Berichtigung zu der Angabe im ev. Kalender „In deinen Händen“ 1962, Seite 131, gemacht: Das an einer Hüftgelenkkrankheit leidende Mädchen namens Maria war das Enkelkind, nicht die Tochter des Pfarrers.
- 9) Diese wertvolle Mitteilung verdanke ich neben anderen Hinweisen Herrn Simon Schütz, Bischmisheim, Fehinger Straße 1.
- 10) Anstelle des Umbaus kommt es 1904 dann zum Einbau des Windfangs hinter den Eingangstüren. Dabei werden die Bänke, Treppenaufgänge, Wandsockel und der Windfang mit einer zwar unpassenden, aber unempfindlichen braunen Farbe gestrichen.



Dampfziegelei Klarenthal

Carl Büch

DIE STANGENMÜHLE UND DIE GRÜNDUNG DER KLARENTHALER DAMPFZIEGELEI

Auf der linken Saarseite, oberhalb der Stadt Völklingen, unweit westlich der Luisenthaler Brücke, liegt der zur Verwaltung Gersweiler gehörende Ortsteil Stangenmühle.

Es sind die kleinen Wohnhäuser in der Nähe einer vor vielen Jahren hier betriebenen Mühle und nach dieser benannt. Das alte Mühlengebäude steht noch. Es gehört aber, da der Gehlenbach die Grenze zwischen Gersweiler und Völklingen bildet und das Gebäude westlich des Gehlenbaches steht, zu der Verwaltung Völklingen.

Der Geschichte dieser Mühle wollen wir uns zuwenden ¹⁾. Schon bald nach dem 30jährigen Krieg mit seiner Einwohnerdezimierung und den sonstigen schlimmen Folgen versuchte die gräfliche Saarbrücker Regierung mit allen Mitteln, das Land wieder zu bevölkern und damit auch die vernichteten Heimstätten wieder aufzubauen. Die Untertanen lebten sehr kümmerlich. Es fehlte an allem. Die Verwaltung glaubte durch Heranziehung und Eröffnung von Industrie- und Handwerksbetrieben der Bevölkerung schneller zu normalen Verhältnissen helfen zu können. Doch es gingen noch Jahrzehnte ins Land, bis bei der armen Bevölkerung ein gewisser Normalzustand aufkommen konnte. In einer Zusammenstellung ²⁾ ist zu ersehen, welche Betriebe in diesen Nachkriegsjahren im Saargebiet, bis 1730, eröffnet wurden.

Im Jahre	1653	Neunkirchener Eisenwerk
	1662	Klarenthaler Glashütte
	1685	Hüttenwerk Dillingen
	1707	Glashütte Lauterbach
	1719	Eisenhütte a. d. Sulzbach
	1723	Glashütte bei Friedrichsthal
	1728	Eisenschmelze bei Fischbach

In diese Zeit um 1721 fällt auch die Heranziehung der Krugbäcker nach Krughütte.

Im Jahre 1730 gab es 29 Kohlengruben im Saargebiet. Es handelte sich teilweise um Betriebe mit nur 3 Arbeitern, die man nicht mit unseren heutigen Gruben und deren Kohlenförderung vergleichen kann.

Alle diese Industrien brachten Handel und Wandel und damit Arbeit und Geld.

Müller, deren Mühlen in den langen Kriegsjahren verfallen, durften ihre Betriebe wieder aufbauen; so auch der Müller der Bachmühle im Aschbachtal. Die Behörde erteilte einem anderen Müller die Genehmigung, seine weitab im Warndt gelegene Mühle ins Gehlenbachtal zu verlegen⁵⁾.

Aus dem Bestandsbrief der ersten Genehmigung zum Betrieb einer Mühle an diesem Ort, vom 8. Mai 1715, erfuhren wir den Anfang bzw. die Etablierung. Es heißt darin, daß Carl Ludwig, Graf zu Nassau-Saarbrücken und Saarwerden, Herr zu Lahr, Wiesbaden und Idstein, seinem Untertan, dem bisher zu Lauterbach in dem Warnet (Warndt) wohnenden Müller *Mathias Oberhausen*¹⁷⁾ die Genehmigung erteilte, auf der Gehlenbach bei Gorschweiler (Gersweiler) eine Mahlmühle mit einem Gang, wie auch eine Schneidmühle nebst Wohnhaus zu erstellen, und zwar in Erbbestand. Oberhausen soll für das erste und zweite Jahr, also für 1715 und 1716 von allen Fronden befreit bleiben, sofern er nicht anderweitigen Verdienst *dazu* suche. Auch wies ihm die Behörde das nötige Bauholz an. Zu seinem besseren Fortkommen erhielt er sechs Morgen Land, um sich Gärten und Wiesen anzulegen. Und sollte er noch mehr Zeit haben, so könne er noch mehr Land ausputzen, also urbar machen. Dazu stellte man ihm frei, sein Vieh zu der Klarenthaler oder Ottenhausener Herde zu treiben, deren Hirten sich verpflichteten, es mit auf die Weide zu nehmen. Den alten, gleich oberhalb der Mühle befindlichen Weiher mußte der Müller zu seinem Mühlenbetrieb entsprechend ausbauen. Der anfallende Ertrag der Fischzucht sollte je zur Hälfte mit der Obrigkeit geteilt werden, weil auch der Einsatz der Fische je zur Hälfte zu geschehen habe. Es heißt dann weiter: Wir erlauben ihm auch die Aschbach zu der Gehlenbach nach seinem Gefallen zu fassen, jedoch durfte der Aschbachmüller keinen Schaden erleiden. Er lag mit seiner Mühle höher und sammelte schon für sich das wenige Wasser in der oberhalb seiner Mühle gelegenen Weiherwies. Während dieser Zeit konnte natürlich der Gehlenbachmüller (Stangenmüller) von diesem Wasser für seine Zwecke keines haben.

Abb. 23

Vorerst genehmigte die Herrschaft den Vertrag bis zum Jahre 1721 und später bis 1728. An Mühlpacht waren zu entrichten: Jährlich um Martini sechs Malter²⁹⁾ Korn guter Frucht und vier Gulden an Geld, dazu 3 Gulden von der Schneidmühle. Im Falle der Müller drei Jahre im Rückstand bleibe, soll die Mühle dem gräfl. Grundherrn oder dessen Erben verfallen sein. Die Mühle durfte weder verkauft noch verpfändet werden.

Die vorgenannte Urkunde erneuerte und bestätigte am 6. März 1731 in Usingen die Fürstin Charlotte Amalie von Nassau, Gräfin von Saarbrücken usw. als Vormünderin der Prinzen Karl und Wilhelm Heinrich⁴⁾.

Im Laufe der Jahre kam Oberhausen seinen Verpflichtungen nicht mehr nach. Es wurde ihm der Prozeß wegen Nichterfüllung der vereinbarten Abgaben gemacht. Am 14. Mai 1749 ging das Erbrecht an der Mühle durch

neuen Erbbestandsbrief von dem Fürsten Wilhelm Heinrich an den Schwiegersohn des Oberhausen, den Müller *Joseph Hafner-Oberhausen* ¹⁸⁾ über. Gleichzeitig gestattete ihm der Fürst das inzwischen baufällig gewordene Mühlenanwesen abzureißen, aus Steinen neu zu errichten und eine Ölmühle anzugliedern ⁵⁾.

DIE GRUBE STANGENMÜHLE ¹²⁾

Ganz in der Nähe, nördlich der Mühle, lagen Kohlenstollen, die sich im Jahre 1731 bereits in Betrieb befanden ⁶⁾, und deren Ausbeutung bis 1754 privat erfolgte, ohne behördliche Aufsicht. Es handelte sich um eine Privat-Kohlengrube, wie man sie in hiesiger Gegend in damaliger Zeit öfter antreffen konnte, so z. B. auch in Gersweiler ⁷⁾. Stangenmühle besaß einen Stollen mit drei Arbeitern, die benachbarte Klarenthaler Grube zu gleicher Zeit einen Stollen mit zwei Arbeitern ⁸⁾. Diese Privatgrube Stangenmühle gehörte dem Besitzer der Stangenmühle, dem auch die Stolleneingangsgrundstücke gehörten ⁵⁾.

Im Jahre 1750 nahm Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken die gesamte Steinkohlengewinnung innerhalb seines Landes selbst in die Hand und ließ die bisher in seinem Lande betriebenen Gruben, wie Gersweiler, Klarenthal, Geislautern, Wellesweiler, Kohlwald usw. auf landesherrliche Rechnung fortführen ⁹⁾. Die Übernahme der Privatgruben in staatliche Regie erfolgte am 27. November 1754 ¹⁰⁾. Die gesamte Kohlengewinnung war von nun an der obersten Bergbehörde unterstellt ⁷⁾. Die Förderung der Stangenmühlgrube betrug im Jahre 1768 = 115 Fuder und 59 Ctr. ¹¹⁾ (die Grube Klarenthal zu gleicher Zeit 47 Fuder und 20 Ctr.). Die Bergmanns-Deputatkohlen kosteten das Fuder = 1 Gld. u. 8 Kr. In einem Bericht ¹³⁾ heißt es:

Auf dem mittleren Flözzuge lag die Grube Klarenthal, zuerst aus zwei Gruben, Stangenmühle und Röthel, bestehend, zwischen Gersweiler und Geislautern.

Auf der Grube Stangenmühle wurde ein 40 Zoll mächtiges, nach NO einfallendes Flöz bebaut, auf Grube Röthel drei Flöze. Dieselben bebaute die Grubenverwaltung bis auf die Saarsohle. Später gab man den Betrieb, etwa im Jahre 1820, auf. Auf der Suche nach alten Flözen von der Grube Gerhard Luisenthal aus, stieß man auch auf das hier befindliche Flöz, welches den Namen Maxflöz erhielt. In der französischen Revolutionszeit übernahmen die Franzosen die Verwaltung der hiesigen Gruben. Die genannten Gruben legten sie still. Im Jahre 1816 nahm die Behörde den Betrieb wieder auf; 1825 stellte sie ihn ganz ein ¹⁴⁾. In einer Notiz heißt es u. a.: Etwa 100 m nördlich der Mühle, zwischen der Autostraße und der Saar, unterhalb der Gehlenbachmündung, befand sich bis um 1910 noch ein Luftschacht der Grube, den die Grubenverwaltung zumauern ließ. Er soll jedoch mit der alten Grube nicht in Verbindung gestanden haben ¹⁴⁾.

Abb. 27

Im Jahre 1756/57 verklagte Joseph Hafner die Gersweiler Gemeinde wegen Anspruch auf die Ottenhausener Nachtweide. Der Prozeß endete mit einem Vergleich ¹⁵⁾.

Eine Urkunde des Fürsten Ludwig vom 5. Januar 1771 besagt, daß das Mühlenanwesen dem Sohne *Johann Hafner-Feld* ¹⁹⁾, Sohn von Joseph Hafner, als Erbbeständer übertragen wurde. Zu den bestehenden Öl- und Mehlbetrieben baute dieser noch ein Sägewerk ¹⁶⁾.

Im Jahre 1788 entnahmen die Anlieger des Gehlenbachs Wasser zur Wiesenbewässerung. Auf eine Klage hin wies das Gericht den Müller am 2. September 1788 ab mit der Bemerkung, daß die Klage unbegründet wäre.

In einem anderen Falle mußte Johann Hafner auf Grund eines gerichtlichen Urteils an die Gemeinde Gersweiler für unbefugtes Weiden von Schweinen im Gersweiler Wald den Schaden bezahlen.

Der Sohn von Johann Hafner, namens *Joseph Haffner-Melling*²⁰⁾, übernahm im Jahre 1803 das elterliche Anwesen. Er baute mit seinem Sohn (geb. 17. 10. 1799) in der Nähe der Mühle, rechts des Gehlenbachs, eine *Ziegelei*¹⁶⁾ mit zwei Brennöfen. Den Lehm grub der Inhaber im Grundstück gegenüber der bisherigen Dampfziegelei Klarenthal. Beim Anlegen eines Brunnens stießen die Besitzer beim Ausschachten auf einen alten Erzstollen¹⁶⁾.

Nach dem Tode von Joseph Hafner Melling am 6. 9. 1821 übernahm die *Frau Maria Anna Hafner geb. Melling*²⁰⁾ die Betriebe. Sie ließ am 19. Juni 1837 das gesamte Anwesen und etwa 15 Morgen Land freiwillig versteigern.

Die Mühle, die Ziegelei und einige Grundstücke kaufte der Miterbe *Johann Hafner-Schmidt*²¹⁾ und weitere Grundstücke der andere Miterbe Johann Georg Hafner (geb. 12. 9. 1818, gest. 4. 6. 1871). Johann Hafner-Schmidt starb am 20. 11. 1867. Sein Sohn *Johann Heinrich, gen. Philipp Hafner-Speicher*²²⁾ übernahm die Ziegelei-Betriebe und einen Teil der Landwirtschaft bei der Fenner Glashütte. Im Jahre 1875 legte er am Ottenhausener Berg einen *Steinbruch*¹⁶⁾ an.

Im Jahre 1892 kaufte Philipp Hafner-Speicher²²⁾ vom Besitzer des nahen Aschbacher Hofes namens Krohmeyer²⁴⁾ 20 Morgen Land zum Preis von 10 000 Thaler. Auf diesem Grundstück baute und gründete er im selben Jahre mit dem Glashüttenbesitzer Heinrich Raspiller aus Fenne, dem August Gerner und dem Ingenieur Fischer (die beiden zuletztgenannten gehörten auch zu den führenden Persönlichkeiten der Fenner Glashütte) die Klarenthaler Dampfziegelei. Die Schwester *Magdalena Hafner*²⁵⁾, Ehefrau des Müllers Mathias Knopp, später in Luisenthal wohnhaft, erhielt die Mühle.

Ihr gehörte das Mühlenanwesen bis zum Jahre 1904. Beim Bahnbau Saarbrücken–Großrosseln lag das Anwesen in der Fluchtlinie. Die Eisenbahnverwaltung sah sich daher veranlaßt, es zu kaufen. Später benutzte sie das dazugehörige Mühlengebäude zu Dienstwohnungen für ihre Angestellten.

Dieses Gebäude liegt im Verhältnis zu der Umgebung sehr tief. Es barg in den Kellerräumen die Mühleinrichtung, während sich darüber die Wohnräume befanden. Das Haus steht auf sumpfigem Gelände, in welches man als Unterlage Pfeiler setzte. Die Mühle lag laut einem Bericht von 1827 $\frac{1}{4}$ Meile von der Gemeinde Fürstenhausen entfernt. Sie war überschlägig und hatte einen Gang. Es wurde später nur Mehl gemahlen. Auch über den Gehlenbach ist noch ein kleiner Bericht vorhanden³⁰⁾, der lautet: Er entspringt eine halbe Meile oberhalb der Mühle im Walde. Nur im Herbst und Winter, wenn kein Eis vorhanden, ist genügend Wasser da. Es besteht von Johannis bis Michaeli Wassermangel. Die Anlieger dürfen Wasser zur Wiesenbewässerung entnehmen. Oberhalb der Mühle ist eine kleine Klaus.

Der Gehlenbach läuft einige Meter östlich der Mühle vorbei. Der Mühlenweiher lag südlich des Gebäudes. Er wurde durch den Gehlenbach gespeist (mit verschiedener Schützeinrichtung). Der Weiher war ursprünglich

größer. Man ebnete ihn bereits 1780 etwas ein. Im Jahre 1846 erreichte er noch immerhin eine Länge von ca. 90 m und besaß eine Breite von 10 m.

Vom Weiher aus lief das Wasser zum Betrieb der Mühle durch einen Holzkanal in den Keller des Mühlengebäudes und dort über ein Holzschaufelrad, welches die großen Mahlsteine in Bewegung setzte. Das Wasser verließ das Haus durch den jetzt östlichen Ausgang in der Nordseite. Die ganze Mahleinrichtung baute der Besitzer erst vor einigen Jahren aus. Einen der letzten Mahlsteine kaufte ein Handwerker aus dem Ort.

Der weitere, auf der Nordseite des Mühlenbaues befindliche Eingang trägt die Jahreszahl 1809. Es scheint also, daß damals ein Umbau stattfand. In späteren Jahren brannte einmal der Dachstuhl ab²⁶⁾. Zu dem eigentlichen Mühlenbau gehörten noch Gebäude, die nur durch einen schmalen Weg getrennt waren und westlich davon standen. Diese Wirtschaftsgebäude beseitigte der spätere Besitzer im Jahre 1909²⁶⁾. Beim Anblick des Mühlenbaues schließt man auf eine frühere Wohlhabenheit.

Infolge des Bahnbaues Saarbrücken–Großrosseln mußte der Mühlenweiher zugeschüttet werden. Er enthielt noch große Mengen Fische, was den dortigen Bewohnern nicht bekannt war. Dieser Bahnbau oberhalb und die hochgelegene Straße unterhalb des idyllisch gelegenen Mühlenanwesens im Tale des Gehlenbaches zerstörte und verstümmelte die Einheit des Ganzen.

So nahm ein alter Sitz, ein Zeuge aus vergangenen Jahrhunderten, sein Ende. Wenden wir uns nochmals der im Jahre 1892 gegründeten

CLARENTHALER DAMPFZIEGELEI G. M. B. H. IN CLARENTHAL

zu.

Die neu gegründete Dampfziegelei Clarenthal nahm 1893 in den stattlichen Fabrikgebäuden in Clarenthal an der Kreisstraße mit einem Ringofen die Produktion auf. Hierzu brauchte der Betrieb Spezialarbeiter, die die Gesellschaft aus Lippe-Detmold anforderte. Produziert wurden hauptsächlich Backsteine; zeitweise stellte die Firma auch Dachziegel her. Die Produktion ging vor allem an die saarländischen Kohlengruben; auch zu dem Neubau der Kasernen im nahen Forbach/Lothr. lieferte die Dampfziegelei die Steine. Der Geschäftsgang gestaltete sich bald über die Maßen reger. Die vielen in Clarenthal-Krughütte vorhandenen kleinen Handziegelei-Betriebe konnten mit der neuen Ziegelei, die viel billiger arbeitete, nicht mehr konkurrieren und sahen sich gezwungen, ihre Betriebe zu schließen. Damit kamen auch die Abnehmer der eingegangenen Betriebe als weitere Kunden der Dampfziegelei hinzu.

Vor dem ersten Weltkrieg beschäftigte die Fabrik ca. 40 Arbeiter. In den Wintermonaten stand der Betrieb still. Die auswärtigen Arbeiter fuhren dann zu ihren Familien zurück²⁷⁾.

An der Neugründung der Ziegelei beteiligten sich folgende Genossen: Philipp Hafner, Heinrich Raspiller, August Gerner, Ingenieur Fischer.

Doch kaum war der junge Betrieb den kommerziellen Gegebenheiten angepaßt, erfuhren die Inhaber im Jahre 1896, daß Frau Witwe Villach aus dem benachbarten Luisenthal auf ihrem Fenner Hofgut ebenfalls eine Ziegelei errichten wollte³¹⁾. Um diese Konkurrenz fernzuhalten, bot die neue Gesellschaft ihr eine Beteiligung an der Clarenthaler Ziegelei an. Frau Villach beteiligte sich mit einer Bareinlage von 50 000 Mark = $\frac{1}{5}$ Anteil.

Heinrich Hafner-Reiß²³⁾ trat 1896 als Angestellter in die Firma ein. Er übernahm den Fuhrwerksbetrieb der Ziegelei. Im Jahre 1905 stellte die Gesellschaft ihn, den äußerst routinierten Kaufmann, dem Geschäftsführer Villach²⁸⁾ als Berater zur Seite.

Nach dem Tode des Genossen Gerner verkaufte dessen Witwe ihren ererbten Anteil an die übrigen vier Teilhaber. Alsdann nahm Heinrich Hafner den Ziegeleibetrieb für die jährliche Summe von 10 000 Mark in Pacht. Im Jahre 1908 erwarb Hafner den Fischer'schen Anteil für 70 000 Mark. Im selben Jahre kaufte die Gesellschaft den Raspiller'schen Anteil, der der Erbin Sybille Guck gehörte. Im Jahre 1910 erwarb der Geschäftsführer Heinrich Hafner auch den Anteil seines Vaters für 60 000 Mark. Den letzten Anteil kaufte Hafner von den Erben Villach im Jahre 1919 für 60 000 Mark. Durch diesen letzten Kauf wurde Heinrich Hafner alleiniger Inhaber der Clarenthaler Dampfziegelei und erreichte somit sein Ziel.

Bei Kriegsausbruch 1914, als der größte Teil seiner Arbeiterschaft eingezogen war, legte Hafner seinen Betrieb still in der Hoffnung, ihn nach Kriegsschluß wieder zu eröffnen.

Leider stellten sich nach Beendigung des Krieges im Jahre 1919 unvorhergesehene Schwierigkeiten ein. Die westlichen Nachbarn und Siegermächte drängten auf Investierung französischen Kapitals und machten die Kohlenlieferungen von der Einwilligung abhängig. Infolgedessen und um nicht in Stimmenminderheit zu sein (49 0/0), verkaufte Hafner den gesamten Betrieb an die Firma Vally-Grosjean et Cie. in Nancy für 1¼ Million Mark. Hafner leitete aber noch zwei Jahre die Firma.

Auf diese Weise ging die rentable Ziegelei in fremde Hände über. Im Laufe der Jahre wechselten die Besitzer.

M. Breit, Saarbrücken, als letzter Inhaber der Ziegelei von 1935 ab, berichtet: Die Jahreskapazität des Werkes betrug fünf Millionen Mauersteine.

Inzwischen stellten sich an den Fabrikgebäuden größere Grubenschäden ein. Nach Verhandlungen übernahm die Grubenverwaltung das gesamte Anwesen auf Abbruch. Wir schrieben das Jahr 1962.

Heute sind die ganzen Fabrikgebäude verschwunden und der Fremde ahnt nicht, daß an dieser Stelle einmal eine bekannte saarländische Ziegelei mit großer Betriebsamkeit stand. Nur die in der Nähe vorhandene gewaltige Lehmkaul mag noch an die Zeit des rentablen Backsteinbetriebs erinnern.

Quellen und Anmerkungen:

1) Während geglaubt wird, die Mühle wäre aus Stangen erbaut gewesen, ist man andererseits der Meinung, daß ein in der Nähe gelegener Stangenwald (junger Nadelwald) Anlaß zu dieser Bezeichnung gab. (5) Eine weitere Darlegung besagt, daß das Gelände, auf welchem die Mühle errichtet wurde, sehr sumpfig war und man deshalb Stangen als Unterbau benutzte. Es mag dies die richtige Definition sein, denn ein Manuskript erwähnt einen ähnlichen Fall. Darin heißt es u. a.: „Wo die Glashütte steht, war ein sumpfer, nasser Platz und dicker Wald; so haben die Bauersleut diesen Platz gebrückt mit hölzernen Stangen, damit sie über diesen Platz fahren konnten mit ihren Fuhren aus Lothringen nach dem Elsaß. Es waren lauter buchene Stangen, Buckholz genannt.“

Lex, handschriftliche Nachrichten über Gemeinden von 1756 erwähnt in seinem Bericht über Klarenthal auch die Stangenmühle wie nachstehend: „Auf dem Bann liegt auch die Stangen- oder Gehlenmühle. Dort erhob man nassauischen Zoll.“

Das Grundstück gehörte 1806 zur Gemeinde Fürstenhausen. Die Gemeinde Klarenthal beanspruchte im Prozeßwege schon 1750 die Eingemeindung. Man wies sie aber ab. Wahrscheinlich gehörte die Mühle (laut Kneip) nie zu Klarenthal.

2) P. Britz, Zeittafel für Industrie und Bergbau, Saarkalender 1923, Seite 140/5.

3) Carl Büch, Die Entstehung des Aschbacher Hofes, Bauernkalender 1959, Seite 60.

4) Staatsarchiv Koblenz Nr. 22-2624-26, 22-2624-5, 22-2624-20, 22-2624-1, 22-2624-20, 1.

5) Christian Kneip, Heimatbilder von Dörfern und Höfen zwischen Saar und Warndt. Seite 53, 4, 5, 6.

- 6) Haslacher, Geschichtliche Entwicklung des Steinkohlenbergbaues im Saargebiet, Seite 53.
- 7) Carl Büch, Die Gersweiler Kohlengruben, Saarbrücker Hefte Nr. 19, Seite 67.
- 8) Haslacher, wie oben, Seite 71.
- 9) Artikel im Bergmannskalender von 1900, Seite 22.
- 10) Carl Büch, Die Gersweiler Kohlengruben in Saarbrücker Hefte Nr. 19, Seite 67.
- 11) Chr. Kneip, wie oben, Seite 54 u. Haslacher wie oben Seite 79.
- 12) Haslacher, wie oben, Seite 53.
- 13) Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen, Bd. 3 von 1856, Seite 157.
- 14) Kneip, wie oben Seite 55.
- 15) Kneip, wie oben Seite 57.
- 16) Persönliche Mitteilung des Heinrich Hafner + Klarenthal. Auch im Aschbachtal fand man Eisenerze und die gefundenen sogen. Heideschlacken sind Funde röm. Eisengewinnung.
- 17) Der Müller Mathias Oberhausen (seine Frau hieß Eva) war um 1696 in Ludweiler tätig, wo auch sein Sohn Nikolaus am 12. 9. 1696 getauft wurde. Im Jahre 1703 ist Oberhausen in der St. Johanner Mühle beschäftigt, und hier wird seine Tochter Jeanne Margret am 4. 2. 1703 in der St. Johanner Kirche getauft. Die St. Johanner Mühle ist uns im Bild erhalten geblieben. Sie stand im St. Johanner Volksgarten. Der Chronist Heinrich Hafner schreibt über das Geburtshaus der Tochter Jeanne Margret: „Das Geburtshaus steht heute nicht mehr. Nur die Stelle ist durch den Wasserfall noch kenntlich, wo einst die Mühle, Volze Mühl genannt, gestanden hat. Kloevokorn: Saarbrückens Vergangenheit im Bilde von 1933, Seite 234 schreibt darüber: „Die St. Johanner Obermühle am großen Mühlenweiher (51 Morgen Wasserfläche) wurde im Jahre 1760 durch den Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Mahlmühle erbaut. Im Jahre 1775 ging diese Mühle als Geschenk des Fürsten Ludwig an dessen 2. Gemahlin, Katharina Kest, das bekannte „Gänsegretel“ über und hieß nun Ludwigsmühle, später Fürstenmühle. Im Jahre 1805 wurde sie an Herrn Volz verkauft, daher Volze Mühl. Im Jahre 1904 wurde sie abgebrochen. Der Weiher ist zugeschüttet und der Volksgarten ist verschwunden.“ Der Saarbrücker Zeichner Schaaf hat die Mühle noch im Bild festgehalten.
Inzwischen ist Oberhausen in Lauterbach tätig, wo sein Sohn Jakob am 3. 8. 1712 getauft wurde.
Im Jahre 1715 hat Oberhausen, wie bereits berichtet, die Stangenmühle gebaut und hier wird ihm eine Tochter geboren, die am 5. 5. 1715 auf den Namen Barbara getauft wird.
- 18) Joseph Hafner-Oberhausen, nunmehriger Besitzer der Mühle, heiratete die Tochter Jeanne Margret Oberhausen. Er baute die übernommene Gehlenbach-Mühle (Stangenmühle), die primitiv war, neu auf und errichtete noch eine Ölmühle. Aus der Ehe gingen folgende Kinder hervor:
am 4. 4. 1728 Anna Dorothea
1731 Anna Angelika, verh. mit Michel Kiefer, der am 2. 12. 1764 starb
am 9. 9. 1736 Johann, verh. mit Barbara Feld
am 2. 5. 1741 Johannes, verh. mit Elisabeth Perin aus Fürstenhausen.
Jeanne Margret starb in Stangenmühle am 29. 1. 1770.
Am 18. 9. 1770 heiratete Josef Hafner in zweiter Ehe die Witwe Kath. Hensen geb. Hektor aus Kleinblittersdorf.
Joseph Hafner übergab seinem Sohne Johann das Mühlenanwesen und zog nach Kleinblittersdorf, wo er am 16. 12. 1779 starb. Die Ehe war kinderlos.
- 19) Johann Hafner-Feld, geb. 9. 9. 1736, heiratete am 15. 2. 1760. Seine Frau, Tochter des Landwirts Jakob Feld-Biesel, hieß Anna Barbara Feld. Sie starb in Stangenmühle am 14. 8. 1794. Im Jahre 1770 übernahm Johann das elterliche Anwesen und baute zu dem schon bestehenden Öl- und Mahlbetrieb noch ein Sägewerk.
- 20) Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor. Der jüngste Sohn hieß Joseph Hafner-Melling, geb. 20. 3. 1775 in Stangenmühle. Er starb am 6. 9. 1821. Seine Ehefrau stammte aus dem benachbarten Schoenecken i. Lothringen und hieß Dorothea Melling, geb. 8. 6. 1777. Sie starb am 17. 4. 1861. Man beerdigte sie in Gersweiler. Ihr Vater hieß Johann Melling-Tritter. Die Vorfahren Mellings, hohe Militärs und Staatsbeamte, stammen aus Frankreich, waren. Die hiesigen betätigten sich als Unternehmer. Auch die Mutter des aus Schoenecken stammenden bekannten Glasfabrikanten Heinrich Raspiller, geb. 2. 2. 1814, gehörte in diese Familie und hieß Maria Anna Melling. Sie verheiratete sich mit dem Glashüttenbesitzer Lorenz Raspiller aus Schoenecken und war die Schwester der Dorothea Hafner-Melling. Die Raspiller galten als maßgebende Persönlichkeiten an den Glashütten in Schoenecken und Fenne. Letztgenannte Hütte hatte Weltruf erlangt.
Im Jahre 1803 übernimmt Joseph Hafner das elterliche Anwesen. Er baut mit seinem Sohn Johann östlich, nahe der Mühle eine Ziegelei mit zwei Brennöfen. Aus der Ehe Hafner-Melling gingen sieben Kinder hervor. Die Namen sind: Johann, Lorenz, Katharine, Johann Georg, Peter Heinrich, Elisabeth und Heinrich.

Abb. 24

- 21) Johann Hafner-Schmidt, geb. 17. 10. 1799 in Stangenmühle, heiratete am 23. 1. 1834 die **Abb. 25**
 Katharina Schmidt aus Alte Glashütte. Aus dieser Ehe ging ein Sohn hervor. K. Schmidt
 starb am 2. 4. 1835. Ihr einziger Sohn im gleichen Jahr.
 Johann heiratete in zweiter Ehe am 24. 10. 1837 die Margarethe Morguet aus Lisdorf.
 († 1. 4. 1844.) Aus dieser zweiten Ehe stammen die Kinder:
 1. Johann Heinrich, gen. Philipp, geb. 21. 2. 1842. Er heiratete später Margarete Speicher.
 2. Magdalene. Sie heiratete Mathias Knopp aus Luisenthal. (25)
 3. Ein weiterer Sohn starb mit 21 Jahren.
 Aus dritter Ehe mit Maria Maurer aus Ottenhausen gingen acht Kinder hervor.
 Johann Hafner-Schmidt übernahm im Jahre 1821 die Mühle und die Ziegelei. Er starb am
 20. 11. 1867 in Stangenmühle und ist in Völklingen beerdigt.
 Die Witwe geb. Maurer hat nach dem Tode ihres Gatten die Mühle an die Tochter aus
 zweiter Ehe Magdalena Knopp-Hafner übertragen. Maria geb. Maurer starb am 22. 9. 1891.
- 22) Johann Heinrich, gen. Philipp Hafner, war am 21. 9. 1842 zu Stangenmühle geboren und
 heiratete am 25. 7. 1867 Margarete Speicher-König aus Rastpfuhl-Saarbrücken. Sie starb am
 13. 2. 1923.
 Im Jahr 1867 übernahm Joh. Hrhd. die vom Vater betriebene Ziegelei, dazu einen Teil der
 Landwirtschaft und das bei der Fenner Glashütte stehende Pferdefuhrwerk. Als gedienter
 Soldat machte er die Feldzüge 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich und 1870 gegen
 Frankreich mit. 1875 legte er bei Ottenhausen einen Steinbruch an. 1892 kaufte er vom Be-
 sitzer des Aschbacher Hofes 20 Morgen Land für 10 000 Thaler. Er starb 1916 im Alter von
 74 Jahren. Aus der Ehe gingen neun Kinder hervor.
 1. Heinrich, gen. Philipp, verheiratet mit Reiß; 2. Helene, verheiratet mit Primm; 3. Adolf,
 verheiratet mit Trester; 4. Maria, verheiratet mit Kopp; 5. Philipp, verheiratet mit Steffen;
 6. Johann, ledig; 7. Karl, verheiratet mit Knochein; 8. Anna, verheiratet mit Hermann L.;
 9. Emilie, ledig .
- 23) Heinrich Hafner-Reiß war der älteste Sohn des J. H. gen. Philipp H. Er wurde in Fenne **Abb. 26**
 am 12. 6. 1869 geboren und heiratete am 22. 8. 1896 Luise Reiß aus Wadgassen, geb.
 13. 9. 1876. Sie starb im Jahre 1930. Heinrich Hafner war Landwirt, dann Geschäftsführer
 und später alleiniger Besitzer der Klarenthaler Dampfziegelei G.m.b.H. Als tatkräftiger
 Mensch, geistig noch sehr rege, lebte er in den letzten Jahren sehr zurückgezogen. Er starb
 am 12. 8. 1963 in Klarenthal im Alter von 94 Jahren. Aus der Ehe gingen sieben Kinder
 hervor.
- 24) Krohmeyer August, früher Generaldirektor des Eisenwerks Neunkirchen, alsdann Bürger-
 meister von Saarbrücken, kaufte 1858/59 den 400 Morgen großen Aschbacher Hof bei Gers-
 weiler.
- 25) Magdalene Hafner war am 5. 1. 1836 als Tochter des Johann Hafner-Morguet geboren. Sie
 heiratete den am 12. 1. 1836 geborenen Müller Mathias Knopp aus Fremmersbach-Mühle.
 Magdalena starb am 18. 3. 1910 und ihr Mann einen Tag später, beide zu Luisenthal.
- 26) Die Mitteilung machte dem Verfasser ein Nachbar der Stangenmühle namens Heinrich Bender
 aus Fenne im Jahre 1959.
 Die abgerissenen, ca. 40 m langen, aneinander gebauten Wirtschaftsgebäude zur Mühle ge-
 hörig, von der Straße Fenne-Saarbrücken aus gesehen, lagen wie folgt hintereinander:
 zuvorderst 1. die Scheune, 2. die Stallungen, 3. die Wasch- und Futterküche, 4. als letzter
 Bau der Schuppen für Holz und Kohlen.
- 27) Alle famil. Angaben stammen von Heinr. Hafner-Reiß, der dem Verf. div. Papiere und
 Unterlagen zur Verfügung stellte.
 Auch dem Sohn von Heinrich Hafner-Reiß, Herrn Josef Hafner, Klarenthal, Kreisstraße 115,
 für die nochmalige Einsichtnahme in das im Familienbesitz befindliche Manuskript „Stangen-
 mühle ab 1700“, enthaltend eine „Geschichte der Familie Hafner, gesammelt und zusammen-
 gestellt von Heinrich Hafner-Reiß“, sei an dieser Stelle gedankt.
- 28) Frau Villach war die Gattin des Tierarztes Dr. Villach aus Luisenthal. Er hatte zu seiner
 Praxis (Tierarzt) als Unternehmer noch die Pferdeförderung der beiden Bergwerke Von der
 Heydt und Heinitz übernommen.
 Als Unternehmerin leitete seine Witwe noch mit 70 Jahren den Pferdebetrieb. Später über-
 nahm sie die Verwaltung ihres Gutes Fenner Hof. Frau Villach starb im beinahe vollenden-
 deten 70. Lebensjahr im August 1902 und wurde in der Familiengruft zu Neudorf beigesetzt.
 Siehe Bergmannsfreund 1901 vom 5. 8. Seite 700.
- 29) Malter, altdeutsch = Getreidemaß 100-150 l.
- 30) Archiv Rathaus Völklingen.
- 31) Der Bergfiskus erwarb das Fenner Hofgut vor einigen Jahren. So schrieb der Bergmanns-
 kalender 1909, Seite 38. Das Hofgut umfaßte 400 Morgen. Die Hofgebäude sind durch die
 Berginspektion XII in Anspruch genommen.

MITARBEITER

Dr. Marcel Lutz,
Conservateur du Musée Régional de Sarrebourg

Dr. Richard Laufner, Archiv- und Bibliotheksdirektor,
55 Trier, Weberbachstraße 25

Oberstudienrat Rudolf Saam,
6602 Dudweiler (Saar), Richard-Wagner-Straße 72

Kaufmann i. R. Carl Büch,
6606 Gersweiler (Saar), Hauptstraße 54

REDAKTIONSAUSSCHUSS

Prof. Dr. Adolf Blind, ordentl. Professor an der Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt

Rudolf Bornschein, Museumsdirektor
Saarbrücken, Mainzer Straße 67

Dr. Wilhelm Dillinger, Leiter des Staatl. Büchereiamtes
Quierschied, Beethovenstraße 3

Edmund Haßdenteufel, Bürgermeister der Stadt Saarbrücken

Dipl.-Ing. Dieter Heinz
Saarbrücken, Spicherbergstraße 73

Kurt Hoppstädter, Eisenbahnnamtmann
Fürth i. O.

Dr. Hanns Klein, Stadtarchivrat
Wellesweiler, Bergstraße 29

Prof. Dr. Joachim Kopper, außerplanmäßiger Professor an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes; ordentl. Professor an der Deutschen Sporthochschule Köln
Saarbrücken, Bayernstraße 12

Dipl.-Ing. Dr. Hans Krajewski, Oberbaudirektor und Beigeordneter der Stadt Saarbrücken
Saarbrücken, Kobenhüttenweg 38

Walter Kremp, Regierungsrat und Leiter der Oberen Naturschutzbehörde,
Landesbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege i. R.
Ottweiler, Schiffweilerstraße 11

Heinrich Kuhn, Oberstudiendirektor, Leiter des Realgymnasiums Völklingen

Friedrich Margardt, Stadtdirektor und Stadtschulrat i. R.
Saarbrücken, Elisabethenstraße 13

Prof. Dr. Eugen Meyer, em. ordentl. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Bayernstraße 14

Prof. Dr. Josef Müller-Blattau, em. ordentl. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Gaußstraße 74

Prof. Dr. G. Rathjens, ordentl. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Hellwigstraße 19

Prof. Wilhelm H. Recktenwald, Staatl. Hochschule für Musik
Saarbrücken, Guerickestraße 68

Willi Reinkober, Verwaltungsdirektor
Saarbrücken, Obersteiner Straße 24

Prof. Dr. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth, ordentl. Prof. für Kunstgeschichte
und Direktor des Kunsthistorischen Instituts der TH München
Saarbrücken, Bayernstraße 12

Prof. Dr. Günther Stark, Intendant a. D.
Rentrish, Dudweilerstraße

Dr. Peter Volkelt, Privatdozent an der Phil. Fakultät und Kustos der Bibliothek
der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Heinrich-Böcking-Straße 23

Peter Zenner, Direktor der Kath. Pädag. Hochschule und Stadtschulrat a. D.
Saarbrücken, Hindenburgstraße 63

VILLE DE SARREBOURG

Section E 2. Feuille

1:500

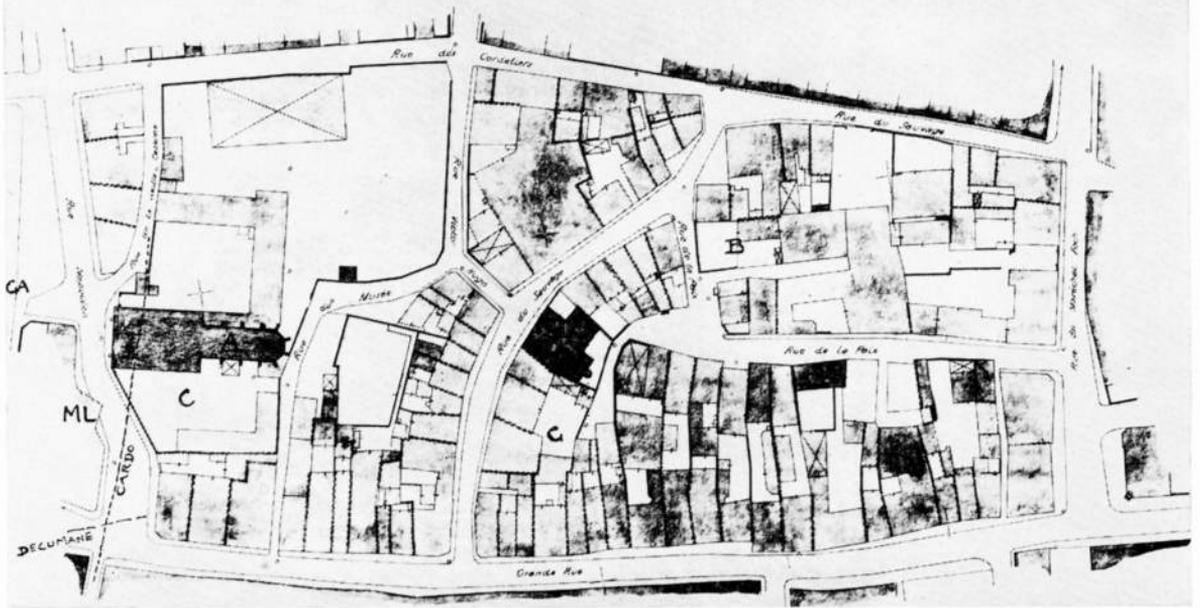


Abb. 1
Saarburg (Dep. Moselle),
Stadtzentrum mit cardo, decumana
und Hauptfundstellen:

- A Franziskanerkirche
- B Fundstelle Blum
- C Fundstelle Cordeliers
- G Fundstelle Gaertner
- ML Fundstelle Michel-Lévêque
- GA Fundstelle Gauthier

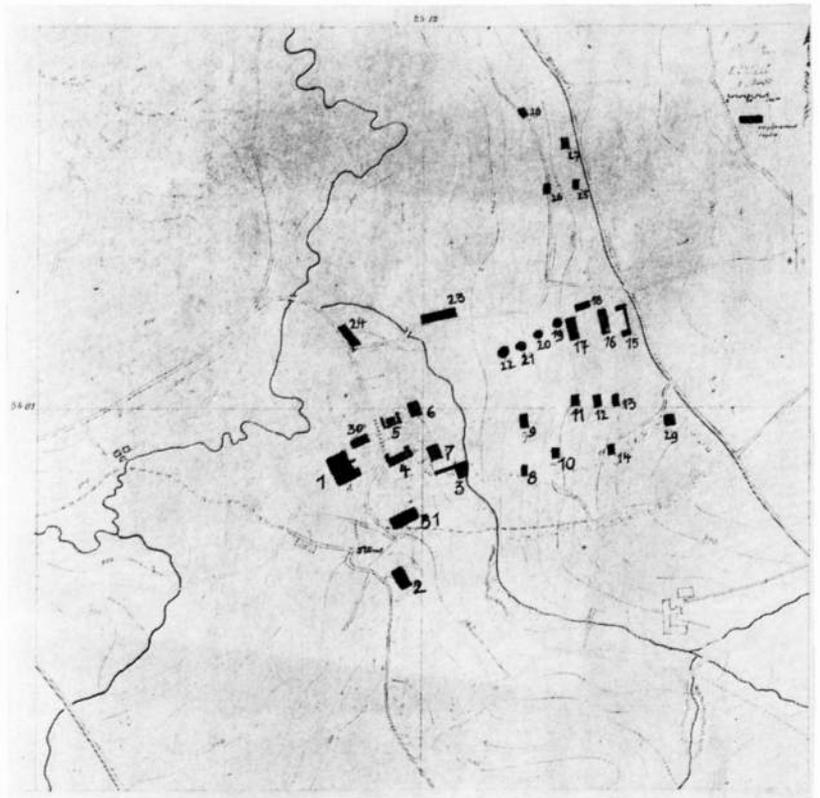
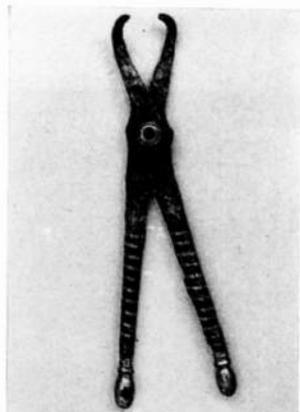
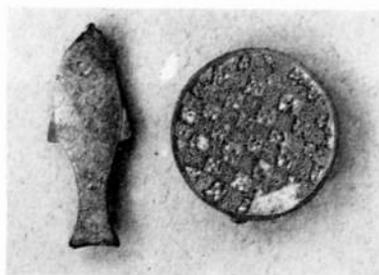


Abb. 2
Fundus St. Ulrich



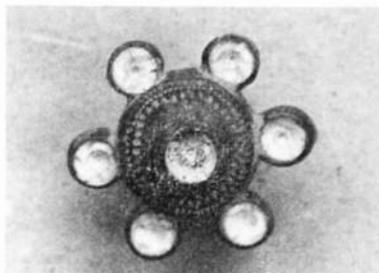
3; 4



8



5



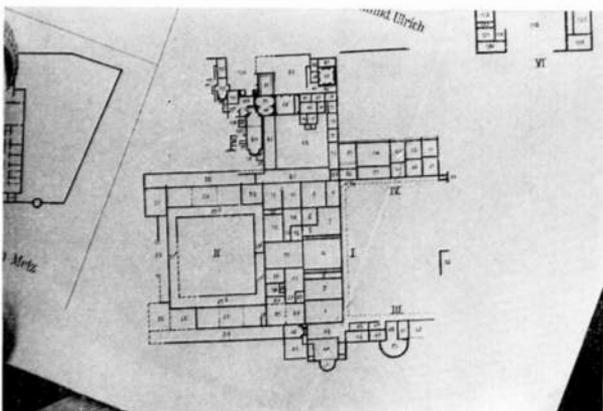
9



6



10



7



11



12

Abb. 3–6 s. Text Seite 8, 9 u. 13

Abb. 7 St. Ulrich, römische Villa, 1894–1896 freigelegt, Aufnahme: Architekt Heppe

Abb. 8–10 St. Ulrich, römischer Bronze- und Silberschmuck

Abb. 11 s. Text Seite 13

Abb. 12 Sigillataschale von SATURNINUS-SATTO

Abb. 13
 Eingangsfassade der Ev. Kirche Bischmisheim,
 Aufnahme: Helmut Hartmann

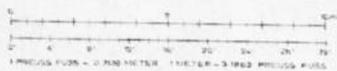
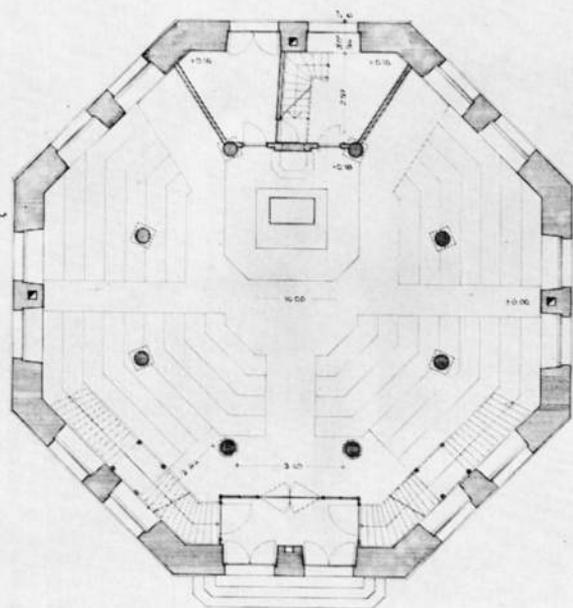
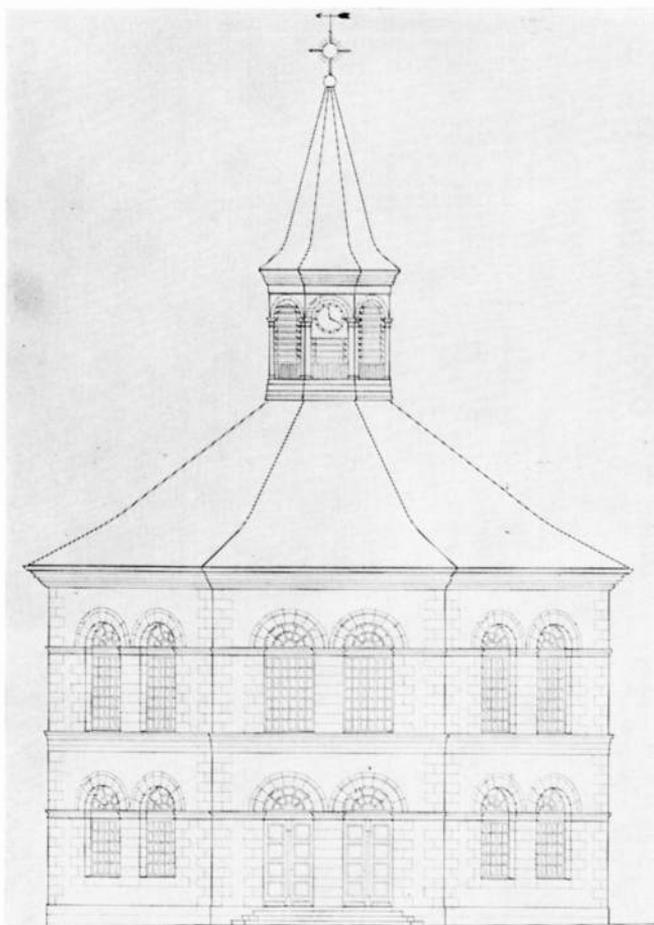


Abb. 14
 Grundriß der Ev. Kirche Bischmisheim,
 Aufnahme: Helmut Hartmann



Abb. 21 Innenraum der Ev. Kirche Bischmisheim nach dem Umbau von 1951

EVANGELISCHE KIRCHE IN BISCHMISHEIM BEI SAARBRUCKEN

HELMUT HARTMANN

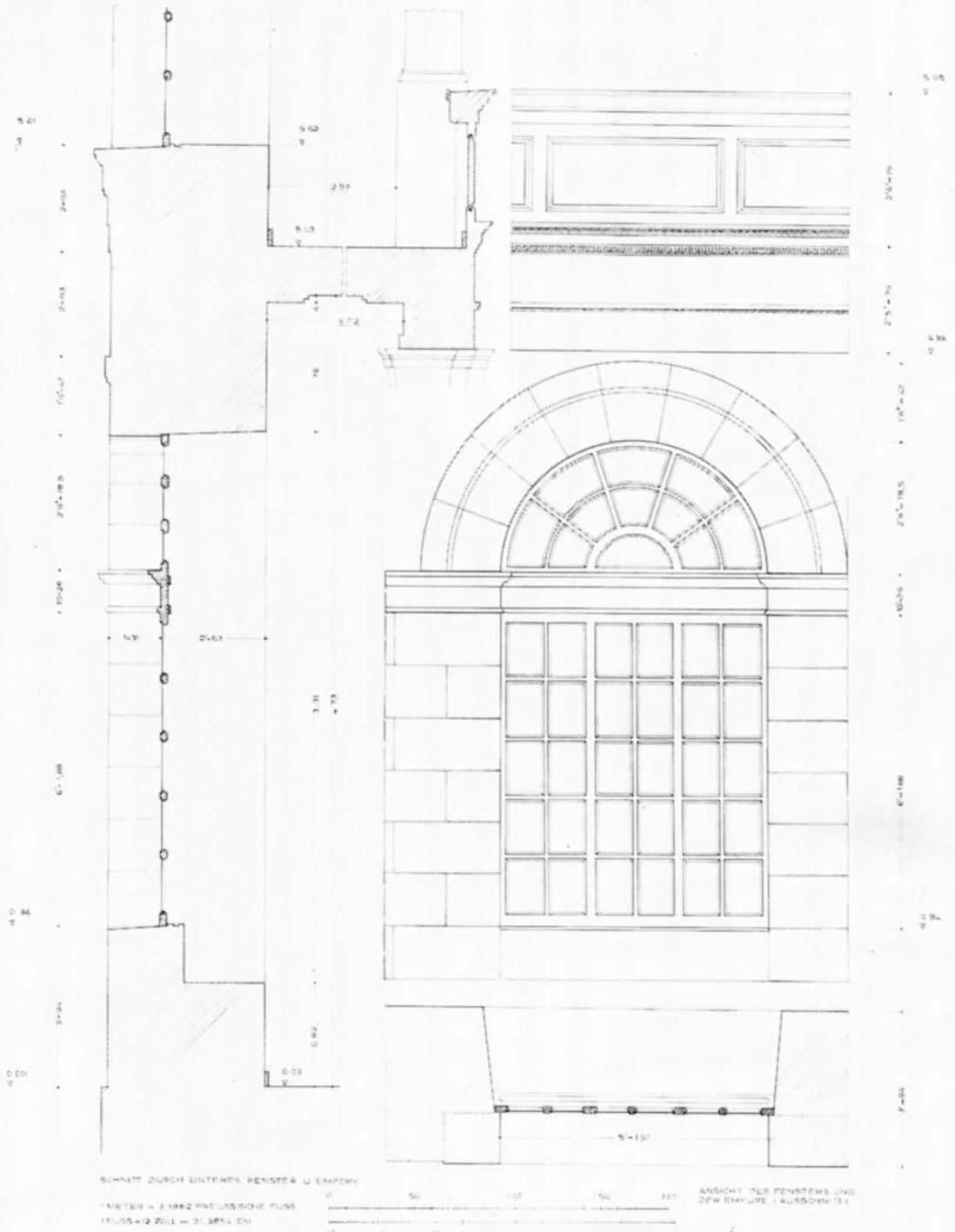


Abb. 22 Details der Ev. Kirche Bischmisheim, Aufnahme: Helmut Hartmann



Abb. 23 Das Gebäude der ehemaligen Mühle

Zeichnung Carl Büch



Abb. 25 Johann Hafner,
Müller u. Besitzer der Stangen-
mühle * 17. 10. 1799 † 20. 11. 1867

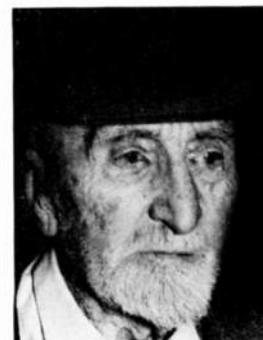


Abb. 26 Heinrich Hafner,
* 12. 6. 1869 † 12. 8. 1963,
einstiger Besitzer der Klaren-
thaler Dampfziegelei G.m.b.H.
Nach Fotos im Besitz von
J. Hafner, Klarenthal

Abb. 24 St. Johanner Obermühle, Volze Mühl genannt, im St. Johanner Volksgarten



